Die galante Welt von Paris.

II.

Der Schwalbenclub.

Aus dem Französischen

von

Xavier de Montépin.

Deutsch

von

Ludwig Fort.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1853.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

XXIV.

Ein anonymer Brief.

Wir wollen René nicht durch das Labyrinth seiner Erzählung begleiten, welche ziemlich lang war, obgleich er Camelia das Gegentheil versichert hatte.

Wir begnügen uns daher mit einem kurzen Auszuge der Thatsachen oder vielmehr des Gesprächs, das er ihr ausführlich mittheilte.

Am Morgen des nemlichen Tages hatte Heinrich, als er sich mit René allein befand, sein moralisirendes Thema wieder einmal aufgenommen und sich vorzugsweise bemüht, seinen jungen Freund in Bezug auf das Capitel der Frauen zu besseren Gesinnungen und zu einem ordentlicheren Lebenswandel zurückzuführen.

Er hatte ihm bewiesen oder wenigstens durch tausend verschiedene Argumente, von denen eines immer sprechender war als das andre, zu beweisen versucht, daß er in strafbaren und seiner unwürdigen Liebesverhältnissen nicht nur kein Glück, sondern nicht einmal Vergnügen finden könne.

Nachdem er ein Langes und Breites über die Courtisanen, diese ehrlosen Geschöpfe, gesprochen hatte, die aus einer Hand in die andere gehen, weder Liebe noch Schamgefühl besitzen, ihre Lippen durch die Küsse des ersten Be=

sten, gleichviel wer er sey, prostituiren und keinen andern Reiz als den der schamlosesten Lasterhaftigkeit haben, unterbrach ihn René mit den Worten:

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, lieber Graf, aber Sie sprechen von den galanten Frauen wie der Blinde von der Farbe. Sie richten sich in Ihrem Urtheile nach Anderen oder vielmehr nach dem ganz falschen Begriffe, den Sie sich durch eine oberflächliche Beobachtung aus der Ferne durch das Perspectiv Ihrer strengen Moral von ihnen gebildet haben. Sie kennen diese armen Mädchen gar nicht, auf die Sie einen Stein werfen und Ihren Bannfluch schleudern.«

»Ich mag sie auch gar nicht kennen lernen,« erwiederte Heinrich.

»Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie allerdings Recht, und ich kann Sie deshalb nur loben; aber dann werfen Sie sich auch wenigstens nicht zum Richter über sie auf. Ich kann Ihnen versichern, daß sie manche gute Seiten haben, viel mehr als Sie glauben. Bei allen ihren Ausschweifungen, die ich keineswegs vertheidigen will, haben sie oft ein vortreffliches Herz und verbinden mit ihrer Jugend und Schönheit fast stets einen lebhaften und witzigen Geist.«

»Wer Sie anhört, lieber Freund, sollte wirklich glauben, daß diese Mädchen die tugendhaftesten Geschöpfe sind.«

»Tugendhaft sind sie nicht, aber angenehm und liebenswürdig sind sie ganz gewiß.«

»Sie werfen sich zum Advocaten einer sehr unhaltbaren Sache auf, mein Theurer.«

»Ich vertheidige sie nur nach besten Kräften gegen Ihre ungerechten Vorurtheile.«

»Sie nennen mein Urtheil ungerecht?«

»Allerdings, denn Sie verurtheilen blindlings, ohne die Angeklagten nur zu kennen.«

»Ich bin nur das Organ der Vernunft und der Wahrheit.«

»Nein, Sie sind das Organ der Intoleranz und des Irrthums . . . ich kann Ihnen dies beweisen.«

»Ich wäre neugierig, wie Sie diesen Beweis führen wollten.«

»Nichts ist leichter als das. Ich will Sie in den Stand setzen, aus eigener Anschauung zu urtheilen, und da ich zu Ihrem Rechtssinne und zu Ihrer Urtheilsgabe das unbedingteste Vertrauen habe, verspreche ich Ihnen hiermit, daß ich nach diesem Versuche Ihrem Rathe folgen und den Liebesverhältnissen, die Sie für strafbar halten, auf immer entsagen werden, wenn sich Ihre Meinung nicht ändert. Sie sollen diesen Abend mit mir bei einem liebenswürdigen jungen Mädchen soupiren, welche Camelia heißt und für die ich mich lebhaft interessire.«

Heinrich von Croi erschrak fast über diese Worte.

»Nein,« rief er in entschiedenem Tone aus, »das thue ich ganz gewiß nicht!«

»Warum nicht?«

»Wo denken Sie hin! ich werde zu einem solchen Mädchen gehen!«

»Was kann Sie davon abhalten?«

»Die Convenienz.«

»Was hat die Convenienz damit zu schaffen?«

»Bedenken Sie doch, daß ich verheirathet bin.«

»Was schadet das?« erwiederte René lachend. »Tragen Sie keine Sorge, lieber Freund, Camelia wird Ihre

strengen Sitten gewiß respectiren . . . Ihre Tugend hat nichts zu fürchten.«

»Davon ist auch nicht die Rede; aber wenn meine Frau erführe, daß ich mich so weit vergessen habe...«

»Wer soll es ihr denn sagen? . . . Uebrigens sehe ich gar nicht, wie sie etwas Böses darin finden könnte. Es ist ja von keiner Orgie die Rede, sondern nur von einem Souper, zu dem ich Sie einlade und an welchem meine Geliebte zufällig Theil nimmt. Sie dürfen es mir schon deshalb nicht abschlagen, weil meine Bekehrung vielleicht davon abhängt.«

In diesem Tone wurde das Gespräch noch ungefähr eine Stunde fortgesetzt.

Endlich gab Heinrich, allerdings nach langem Zögern und nicht ohne ein wenig Reue, nach und versprach René, ihn diesen Abend zu begleiten.

Wir haben schon gesehen, wie der junge Baron diese wichtige Nachricht seiner Geliebten mittheilte.

Er sowohl als die mit ihm verbündete Courtisane waren jetzt überzeugt, daß sie die Spielpartie, deren Einsatz die Gräfin Bertha war, unfehlbar gewinnen würden.

Von Camelia begab sich René direct nach dem Carrouselplatze.

Die Umgebung des Museums, welche erst seit dem letzten Frühjahr vollkommen frei gemacht worden ist, war ...als noch durch eine Menge häßlicher Barracken und al=

ter hölzerner Gebäude verunziert, in denen allerhand Geschäfte und Gewerbe betrieben wurden.

In einigen Läden wurde eine ekelhafte Mixtur, bestehend aus Wasser, Alkohol und Blauholzextract, den Commissionären und Lastträgern unter dem Namen Wein verkauft. Namenlose Liqueure und schales Bier vervollständigten die Liste der Getränke, welche in diesen erbärmlichen Kneipen zu haben waren.

Außerdem befanden sich daselbst verschiedene Antiquarläden, vor denen beständig Bibliophilen in fadenscheinigen Röcken umherstreiften, in der Hoffnung, einen Elzevir, der sich in schlechte Gesellschaft verirrt hatte, ausfindig zu machen.

Ein wenig weiterhin schaukelten sich halb obscöne Bilder, welche vermittelst kleiner hölzerner Klammern an langen Bindfäden befestigt waren.

Dann kamen die Vogelhändler mit ihren großen Käfigen, deren buntgefiederte Bewohner ein ununterbrochenes disharmonisches Concert vernehmen ließen.

Dann die Trödlerbuden voll alter bestaubter und durchlöcherter Oelgemälde, alter Waffen in kläglichem Zustande, altmodischer Möbeln und anderer mehr oder weniger interessanter Curiositäten.

Zur Linken endlich, dem Eingange des Museums fast gerade gegenüber, erblickte man den Laden eines öffentlichen Schreibers.

Ueber der Thür dieses Ladens las man in großer Schrift folgende Worte:

»Mitouflet,
Jurist und gewesener Magistratsbeamter,
schreibt alle Arten von Briefen, Bittschriften, Reclamationen, Patentgesuche und andere schriftliche Aufsätze, gibt Auskunft in Streitsachen und anderen verwickelten Angelegenheiten, fertigt Schriften, welche den Behörden eingereicht werden sollen, übersetzt aus allen lebenden und todten Sprachen. — Schnelligkeit und Verschwiegenheit.«

Vor diesem Laden blieb René stehen.

Nachdem er die Firma gelesen hatte, die wir oben wörtlich mitgetheilt haben, öffnete er die Thür und trat ein.

Der Jurist und gewesene Magistratsbeamte, Mitouflet, war eben damit beschäftigt, sich über der Asche eines zwischen seinen Beinen stehenden Kohlenbeckens die mageren rothen Hände zu wärmen.

Als er René erblickte, sah er ihn an und zeigte ihm sein mit Blüthen reich besetztes Gesicht; dann nahm er sein schwarzseidenes Käppchen ab und fragte:

»Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?«

»Nehmen Sie einen Bogen Briefpapier und schreiben Sie was ich Ihnen dictiren werde,« antwortete René.

»Wünschen Sie blaues oder weißes, satinirtes oder ordinäres Papier?« fragte der gewesene Magistratsbeamte.

»Nehmen Sie welches Sie wollen.«

Mitouflet tauchte seine Feder ins Tintenfaß und fragte weiter:

»Welche Schrift befehlen Sie?«

»Welche Sie wollen,« antwortete René abermals.

»Ich bin bereit,« sagte Mitouflet.

René dictirte ihm nun Folgendes:

»Madame!

»Erwarten Sie Ihren Gatten nicht; er wird diese Nacht nicht nach Haus kommen.«

»Nach Haus kommen,« wiederholte Mitouflet, als er die letzten Worte niedergeschrieben hatte.

»Gut,« sagte René.

»Was weiter?«

»Weiter nichts.«

»So?« murmelte der Schreiber, ohne seine Verwunderung durch ein anderes Zeichen zu äußern.

»Brechen Sie den Brief zusammen und verschließen Sie ihn in ein Couvert.«

Mitouflet that dies.

»Geben Sie ihn mir.«

»Keine Adresse?«

»Nein.«

René nahm den Brief, versiegelte ihn mit einer Oblate, warf dem Schreiber ein Fünffrankenstück auf den Tisch, wofür derselbe sich unzählige Male bis zur Erde verbeugte, und verließ den Laden.

Von hier begab er sich in die Gallerie des Palais-Royal, welche dem Café-de-la-Régence gegenüber liegt, trat bei einem andern öffentlichen Schreiber ein und ließ auf das Couvert die Adresse schreiben:

»An die Frau Gräfin Bertha von Croi.

Rue-Tronchet Nr. 7.«

»Sehr eilig.«

Dann sah er sich nach einem Briefkasten um, den er bald fand.

Der an diesem Kasten angebrachte »Avis für das Publicum,« den er aufmerksam las, besagte:

»Die jetzt in den Briefkasten geworfenen Briefe werden diesen Abend zwischen sieben und acht Uhr ausgetragen.«

René machte eine Geberde der Freude und ließ den Brief in den Kasten gleiten.

XXV.

Unschlüssigkeit.

René von Savenay und der Graf von Croi hatten verabredet, daß sie sich um sechs Uhr auf dem Boulevard-des-Italiens dem Café-de-Paris gegenüber treffen wollten.

Der junge Baron hatte sich vorgenommen, mit Heinrich zu diniren, dann mit ihm ins Theater zu gehen und ihn den ganzen Abend keinen Augenblick zu verlassen, um zu verhindern, daß er anderen Sinnes wurde.

Heinrich fand sich pünktlich ein, und die beiden Freunde gingen in die Maison Dorée, wo sie sich ein Privatzimmer geben ließen.

René war in der heitersten Stimmung, da alles nach Wunsch zu gehen schien.

Auch Heinrich bemühte sich heiter zu seyn, aber es wollte ihm nicht recht gelingen.

Er versank unwillkürlich immer wieder in ein schwei-

gendes Nachsinnen, und man konnte leicht sehen, daß er sich zwingen mußte, um dem heiteren Gange, den René dem Gespräch gegeben hatte, zu folgen.

So sehr er sich aber auch anstrengte, eine frohe Laune zu erheucheln, verfiel er doch zuweilen wieder in ein tiefsinniges Hinbrüten.

René stützte den Ellbogen auf den Tisch, sah seinen Freund fest an und sagte zu ihm:

»Mein lieber Graf, seitdem wir in diesem Zimmer einander gegenüber sitzen, machen Sie trotz dieses köstlichen Haut-Sauterne, der wohl geeignet wäre, die Grillen zu vertreiben, ein so finsteres Gesicht, wie ich es noch nie an Ihnen bemerkt habe. Langweilen Sie sich denn so sehr in meiner Gesellschaft?«

»Wo denken Sie hin, lieber Freund!« rief Heinrich lebhaft.

»Dann ist Ihnen wohl ein großes Unglück begegnet, seit wir einander das letzte Mal gesehen haben?«

»Durchaus nicht.«

»Aber was fehlt Ihnen dann?«

»Mir fehlt nichts.«

»Das glaube ich nicht. Ich kenne Ihr gewöhnliches Gesicht, und das sieht, Gott sey Dank, nicht so aus.«

»Soll ich aufrichtig mit Ihnen sprechen?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Ich werde in der That von einem lästigen Gedanken gequält.«

»Sehen Sie wohl?«

»Ich bedaure lebhaft ...«

»Was denn?«

»Daß ich Ihnen ein Versprechen gegeben habe, dessen Erfüllung nicht von mir zu verlangen, ich Sie dringend bitte.«

»Hm!« dachte René, »ich glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben . . . wie es scheint, irrte ich mich!«

Dann sagte er laut:

»Ich muß Ihnen gestehen, lieber Graf, daß ich nicht weiß was Sie wollen.«

»Ich spreche von dem heutigen Souper,« erwiederte Heinrich.

»Nun?«

»Entheben Sie mich der Theilnahme an demselben.«

»Warum?«

»Wozu soll ich Ihnen noch einmal die Gründe wiederholen, die ich für gut halte, die Sie aber nicht gelten lassen wollen? . . . Ich erlaube Ihnen, daß Sie mich auslachen, aber geben Sie mir meine Freiheit wieder. Sie kennen meine Frau, lieber Baron, Sie wissen so gut wie ich, daß sie meine ganze Achtung und Liebe verdient, und es ist mir daher als ob ich sie schwer beleidigte, wenn ich Sie diesen Abend begleite . . .«

René machte eine Bewegung, als wollte er den Grafen unterbrechen. Dieser aber fuhr fort, noch ehe sein Freund Zeit gehabt hatte, ein Wort auszusprechen:

»Ich weiß wohl was Sie mir erwiedern wollen . . . Sie wollen mir sagen, daß Bertha meine Anwesenheit bei diesem Souper nie erfahren wird. Allein dies ist gleichgiltig, ich bin deshalb nicht weniger strafbar, wenn auch mein Fehler verschwiegen bleibt. Es ist nicht nöthig, daß ein Vergehen öffentlich bekannt wird, damit es verwerflich

ist; das Gewissen erhebt seine Stimme und macht dem Strafbaren die Vorwürfe, welche die Welt nicht an ihn richten kann, weil sie ihn nicht kennt.«

Als René den Grafen so sprechen hörte, sah er ein, daß er einen entscheidenden Schlag führen mußte, wenn er Aussicht haben wollte, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

Der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich plötzlich, und er nahm, wenn wir so sagen dürfen, die Maske einer bitteren Ironie vor.

Dann sagte er in einem Tone, der mit der Veränderung seiner Physiognomie im besten Einklange stand:

»Verzeihen Sie mir, lieber Graf, daß ich die wirklich furchtbare Wichtigkeit des Vorschlags, den ich Ihnen unbesonnenerweise gemacht, anfangs nicht berechnet habe! Ich gestehe, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich Sie an einen verdächtigen Ort führe, indem ich Sie in ein Haus mitnehme, das ich fast als meine zweite Wohnung betrachte! . . . Ich habe nicht bedacht, daß, wenn ich Sie einem Mädchen vorstelle, das ich liebe, ich Sie mit einem verworfenen Geschöpf in Berührung bringe, dessen Anwesenheit schon entehrend ist. Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung! es ist wahr, ich bin ein großer Sünder, aber ich sündigte, ohne es zu wissen. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück . . . Sie sind frei . . .«

Der Graf betrachtete den jungen Baron mit einem Ausdrucke wehmüthigen Erstaunens.

»Habe ich Sie wirklich gekränkt, lieber Freund?« fragte er, sobald René das letzte Wort ausgesprochen hatte.

»Warum sollte ich es läugnen?« erwiederte der Baron; »ja, Sie haben mich in der That tief verletzt!«

»Gott ist mein Zeuge, daß ein solcher Gedanke fern von mir war, und daß es mich tief betrübt, dies von Ihnen zu hören. Ich bitte Sie um Verzeihung wegen der Kränkung, die ich Ihnen zugefügt habe . . . geben Sie mir Ihre Hand zum Beweis, daß Sie das Geschehene völlig vergessen wollen. Sie haben mich zu der Einsicht gebracht, daß ich Ihnen einigermaßen Unrecht that, und daß meine Bedenklichkeiten ungegründet waren. Ich werde Sie diesen Abend begleiten.«

»Wohl gesprochen!« rief René; »jetzt erkenne ich Sie wieder.«

Mit diesen Worten drückte er dem Grafen herzlich die Hand, welche dieser ihm reichte.

Das durch die eben mitgetheilte kleine Discussion einen Augenblick unterbrochene Diner wurde viel heiterer beendigt, als es begonnen hatte.

Die beiden Freunde gingen dann in die Oper, und so kam die Mitternachtsstunde heran, um welche sie von Camelia erwartet wurden.

Noch mehr als einmal wurde der Graf von Croi im Laufe des Abends von der unwillkürlichen Angst ergriffen, welche vielleicht nur eine dunkle Ahnung war.

Allein er verscheuchte sie immer wieder und war sorgfältig darauf bedacht, daß René nichts bemerke.

Er zerbrach sich beständig den Kopf darüber, welchen Grund er seiner Gattin dafür angeben sollte, daß er einen Theil der Nacht außer dem Hause zugebracht hatte.

Aber er nahm sich vor, nicht später als um zwei oder drei Uhr nach Haus zu gehen, und dann war der nöthige Vorwand leicht zu finden. Eine Partie Whist, die sich

unerwartet ein wenig in die Länge gezogen hatte, konnte in Ermangelung eines Besseren den Dienst verrichten.

Der arme Heinrich! . . .

Seine Schwäche führte ihn auf den verhängnißvollen Pfad der Lüge, und er gestand es sich selbst!

Welche riesenhaften Wirkungen hatten René's und Camelia's teuflische Ränke schon auf ihn hervorgebracht!...

Es war einige Minuten nach Mitternacht, als die beiden Freunde an Camelia's Thür schellten.

Seitdem die Courtisane René's Geliebte war, hatte sie männliche Dienerschaft, und es war daher nicht mehr Mariette, welche die sie Besuchenden einließ, sondern ein baumlanger Bedienter in weißseidenen Strümpfen, schwarzen Sammthosen, Schnallenschuhen, carmoisinrother Weste und grünem Fracke mit goldenen Schnürchen auf den Schultern.

René hatte für diesen Abend den familiären Ton des Geliebten abgelegt, der bei seiner von ihm unterhaltenen Maitresse soupiren will, und der mit den Bedienten spricht, wie mit seinen eigenen Leuten, weil sie mit seinem Gelde bezahlt werden.

Er beobachtete das discrete und artige Benehmen eines fein gebildeten Cavaliers, der eine angesehene Dame besucht, und er ließ sich mit seinem Begleiter von dem Bedienten führen, als ob keiner von Beiden die Einrichtung der Wohnung gekannt hätte.

Als Heinrich durch ein hell erleuchtetes Zimmer ging,

in welchem sich Niemand befand, konnte er sich nicht enthalten, den geschmackvollen Luxus des Ameublements zu bewundern, und er mußte sich gestehen, daß er seine geliebte Bertha nicht mit einem so kostbaren Glanze umgeben hatte.

Er machte sich Vorwürfe deshalb und beschloß im Stillen, sein Unrecht sogleich am folgenden Tage wieder gut zu machen.

Der Bediente schlug einen Thürvorhang von schwerem Damast auseinander, der den Eingang zu dem Boudoir verhüllte, in welchem sich Camelia befand, und meldete nacheinander:

»Der Herr Graf Heinrich von Croi . . .

Der Herr Baron René von Savenay.«

XXVI.

Diplomatie.

Das Boudoir der Courtisane war mit strohgelbem Seidenstoffe, der mit Blumen von glänzenden Farben durchwirkt war, ausgeschlagen.

Der Teppich aus der Fabrik von Aubusson wäre würdig gewesen, von den kleinen Füßen der Dubarry betreten zu werden.

Eine prachtvolle Stutzuhr und eine Menge Vasen und Becher von altem Sèvres-Porzellan bildeten die höchst geschmackvolle Verzierung des Camins, der im herrlichsten Rococcostyl ausgeführt war.

Stühle mit Ueberzügen von der nemlichen Farbe wie die Tapete und einige werthvolle Chinoiserien, welche auf Etageren von vergoldetem Holze standen, vervollständigten das Ameublement dieses reizenden Gemaches.

Heinrich erkannte auf den ersten Blick das geschmackvolle, harmonische und wahrhaft kunstsinnige Arrangement der ganzen Einrichtung.

Den lebhaftesten Eindruck aber machte die Bewohnerin selbst auf ihn.

Es sey uns gestattet, hier einige Zeilen aus dem ersten Bande des »Schwalbenclubs,« wo wir das Porträt der schönen Courtisane gegeben haben, zu wiederholen.

Diese Zeilen sind zum vollkommenen Verständniß des Nachfolgenden unerläßlich.

»Camelia's Gesicht, sagten wir dort, war zu gleicher Zeit aristokratisch und herausfordernd, züchtig und wollüstig.

»Das heißt so viel, als daß sie den Ausdruck desselben mit merkwürdiger Leichtigkeit verändern konnte.

»Camelia würde ohne allen Zweifel eine ausgezeichnete Schauspielerin ersten Ranges geworden seyn.

»Sie konnte, wenn anders sie wollte, bald für eine hübsche liebenswürdige Grisette, bald für eine schöne stolze Herzogin, bald für eine schüchterne Jungfrau, bald für eine üppige Courtisane gelten.

»Ihre Stirn war hoch und breit; aus den feinen Linien derselben sprach eine nicht gewöhnliche Intelligenz.

»Ihre großen sammtschwarzen Augen von orientalischer Form schossen bald feurige Blitze, bald waren sie von einer schwermüthig sinnenden Wolke verschleiert.

»Auch durch sie verstand sie es alle möglichen Gefühle auszudrücken, auch in ihnen spiegelten sich alle Leidenschaften, auch sie hatten lügen gelernt wie das Gesicht.

»Das Lächeln ihres Mundes konnte einen Heiligen zum Falle bringen und sein kokettes Schmollen hatte etwas Unwiderstehliches.«

Diesen Abend hatte Camelia alle Mittel ihres angebornen Schauspielertalents aufgeboten. Sie hatte ein Gesicht, einen Blick, eine Haltung, eine Toilette, kurz, ein Ensemble einstudirt, das von außerordentlicher Klugheit und Gewandtheit zeugte.

Nichts an ihr verrieth noch die Courtisane; nicht das mindeste Anzeichen hätte dem Auge des geübtesten und erfahrensten Beobachters andeuten können, daß sie der Klasse der eleganten Priesterinnen des Vergnügens angehörte.

Man konnte fast sagen, daß Unschuld auf ihrer schönen Stirn thronte, welche die prächtigen, glänzendschwarzen Haare in bescheidenen Flechten umgaben.

Ihre blühenden Wangen, ihre frischen Lippen, ihre sanften und fast schüchternen großen Augen verliehen dem wunderschönen Gesicht einen fast jungfräulichen Zauber.

Heinrich war wie geblendet und selbst René war erstaunt, denn noch nie war ihm seine Maitresse so schön vorgekommen.

Camelia trug ein sehr einfaches grauseidenes Kleid, dessen eleganter Schnitt die herrlichen Umrisse ihres Busens erkennen ließ, ohne sie jedoch zu auffallend hervortreten zu lassen.

Sie empfing ihre beiden Gäste mit der aristokratischen Ungezwungenheit einer vornehmen Dame.

Für René hatte sie kein bedeutungsvolles Lächeln, das ihr intimes Verhältniß hätte verrathen können und welches der Graf von Croi ohne Zweifel für unschicklich erklärt haben würde.

Letzterem begegnete sie mit einer taktvollen Ehrerbietung, welche besser als Worte bewies, wie hoch sie ihn achtete und wie unwürdig sie sich der großen Ehre fühlte, die er ihr durch seinen Besuch erzeigte.

Alle bisherigen Ansichten des Grafen wurden über den Haufen geworfen.

Er begann einzusehen, welchen unwiderstehlichen Zauber diese Sirenen ausüben konnten, deren Anziehungskraft er bis jetzt geradezu geläugnet hatte.

Bald entspann sich ein Gespräch zwischen Camelia und Heinrich.

Das Erstaunen des Grafen nahm zu als er bemerkte, daß das junge Mädchen einen glänzenden, vielseitig gebildeten Geist besaß und daß alle ihre Reden eine vortreffliche Erziehung verriethen.

Heinrich vergaß nach und nach völlig wo er war.

Er dachte nicht mehr daran, daß die Dame, mit der er sich unterhielt, eine Courtisane war, gegen die er noch vor einer Stunde sein Anathema geschleudert hatte.

Camelia's gebildeter und witziger Verstand, der mit dem seinigen sympathisirte, versetzte ihn in die heiterste Stimmung; er ließ seinem glänzenden Humor ebenfalls freien Lauf und René triumphirte im Stillen, als er diese plötzliche und vollständige Umwandlung bemerkte.

»Die Unterhaltung mit Ihnen ist so angenehm, Herr Graf,« rief endlich Camelia aus, »daß ich darüber ganz vergesse, daß ich die Ehre haben soll, Sie diesen Abend zu

bewirthen. Es ist bald ein Uhr und Sie haben gewiß Hunger ... erlauben Sie, daß ich einige Befehle gebe, welche hoffentlich guten Erfolg haben werden.«

Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Der Graf verfolgte sie mit den Augen, bis der sich wieder schließende Thürvorhang sie seinen Blicken entzog.

»Nun,« fragte hierauf sogleich René, »wie gefällt sie Ihnen?«

Heinrich antwortete nicht.

René wiederholte daher seine Frage.

»O, sie ist reizend, wunderschön!« sagte der Graf nach einer Pause; »wie kann Gott es zugeben, daß die Teufel den Engeln gleichen? ...«

Und als er an seine Gattin dachte, empfand er eine Regung von Gewissensbissen, die eben so lebhaft war als das Vergnügen, welches ihm die Unterhaltung mit der Courtisane verschaffte.

Camelia trat wieder ein.

Fast unmittelbar hinter ihr erschien der Bediente mit der üblichen Serviette auf dem Arme und meldete:

»Es ist aufgetragen, Madame.«

»Kommen Sie, meine Herren,« sagte Camelia.

Heinrich, der noch immer in die Gedanken versunken war, deren Motiv wir eben angedeutet haben, machte keine Bewegung.

Camelia ging auf ihn zu und sagte mit sanfter Stimme zu ihm:

»Darf ich mir erlauben, Herr Graf, Sie um Ihren Arm zu bitten?«

Heinrich erschrak, entschuldigte sich wegen seiner Zerstreutheit, bot dann der Courtisane seinen Arm und Beide gingen ins Speisezimmer, begleitet von René, der die Komödie seiner Maitresse mit unbeschreiblichem Vergnügen ansah.

Eine behagliche Wärme herrschte in diesem Zimmer, in welchem der Comfort bis zur höchsten Vollkommenheit gesteigert war.

Obgleich man fast noch im Winter war, standen vor den Fenstern doch schon große Blumenstellagen, deren herrliche Wohlgerüche sich mit dem angenehmen Dufte der Trüffeln vermischte. Die ganze Atmosphäre war von der Art, daß sie die Sinne eines Wüstlings sowohl wie die eines Gourmands berauschen mußte, wie der epikuräische Gastronom Brillat-Savarin gesagt haben würde.

Eine solche Atmosphäre konnte ihre Wirkung auf die Sinne der beiden Gäste nicht verfehlen und mußte sie nothwendig auf einen vollständigen Rausch vorbereiten.

Die Tafel, auf der nur drei Couverts aufgelegt waren, war mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt.

Die Weine, welche zum Theil in mit Eis gefüllten Kühlgefäßen standen, während andere in lauem Wasser ihre zu große Kälte verloren, waren meist von schweren Sorten, welche ein unauslöschliches Feuer in die Adern gießen.

Heinrich von Croi bemerkte von dem Allen nichts.

Camelia ließ ihn neben sich Platz nehmen und das Abendessen begann.

Die kleine Gesellschaft war seit ungefähr zehn Minuten bei Tisch und das Gespräch begann schon lebhafter zu

werden, als plötzlich die Glocke an der Eingangsthür ertönte.

»Wer kann jetzt zu mir kommen?« sagte Camelia laut genug vor sich hin, damit es ihre beiden Gäste verstehen konnten.

Nach einigen Augenblicken trat der Bediente ein, kam auf Comelia zu und sprach leise einige Worte mit ihr.

Die Nachricht, welche der Bediente brachte, schien der Courtisane nicht angenehm zu seyn.

»Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren,« sagte sie aufstehend; »ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Ihre Abwesenheit dauerte in der That nicht lange; als sie aber wieder eintrat, hatte ihr Gesicht noch immer den nemlichen verdrießlichen Ausdruck.

»Denken Sie sich, Herr Graf,« sagte sie zu Heinrich, »es begegnet mir etwas höchst Unangenehmes . . .«

»Was denn?« fragte Herr von Croi lebhaft.

»Zwei meiner Freundinnen, welche zur Rachel auf den Ball gehen wollen, haben, als sie unten vorüberfuhren, gesehen, daß meine Fenster erleuchtet sind und sie sind daher heraufgekommen. Ich bin gezwungen Sie so lange allein zu lassen, als es ihnen gefällt, mir ihre langweilige Anwesenheit zu schenken . . . doch ich hoffe, daß ich mich ihrer bald werde entledigen können.«

»Wer sind diese Damen?« fragte René.

»Esther und Sidonie,« antwortete Camelia.

»Warum wollen Sie sie nicht hereinkommen lassen?« versetzte der Baron.

»Ich fürchte, daß es dem Herrn Grafen unangenehm seyn könnte . . .«

»Mir?« rief Heinrich; »warum das?«

»Sie erlauben also?«

»Wie können Sie da nur fragen? . . . sind Sie hier nicht in Ihrer Wohnung?«

»Ich danke Ihnen verbindlichst,« sagte Camelia.

Dann verließ sie noch einmal das Speisezimmer.

XXVII.

Das Souper.

Camelia trat schon nach wenigen Secunden in Begleitung ihrer Freundinnen Esther und Sidonie wieder ein.

Heinrich und René standen auf und begrüßten die beiden Mädchen schweigend.

Jedermann sieht ein, daß eine gegenseitige Vorstellung hier nicht passend gewesen seyn würde.

Camelia unterließ sie daher auch.

»Aber warum seyd Ihr denn nicht früher gekommen, da Ihr einmal die glückliche Idee hattet, mir guten Abend zu sagen?« sagte sie nur zu ihnen.

»Lobe uns nicht zu sehr wegen unseres Besuches, liebe Freundin,« entgegnete Esther, »denn wir dachten eigentlich nicht im entferntesten daran, daß wir Dich diese Nacht noch sehen würden. Der Zufall hat Alles gethan, wie ich Dir schon vorhin sagte.«

»Und wir fürchten sehr, daß wir Dich gestört haben,« setzte Sidonie hinzu.

»Das kann euer Ernst nicht seyn,« erwiederte Camelia, »denn Ihr wißt sehr gut, daß Ihr mich nie stört.«

»Du bist sehr freundlich,« versetzte Esther lächelnd. »Also auf Wiedersehen . . .«

»Wie? Ihr wollt doch nicht schon wieder gehen?«

»Allerdings . . .«

»Ihr seyd ja kaum erst gekommen?«

»Du weißt, daß wir zur Rachel gehen müssen . . .«

»Die Rachel kann warten. Nehmt einen Augenblick Platz . . . Ihr seht doch, daß Ihr die Herren nöthigt, stehen zu bleiben . . .«

»Aber . . .«

»Kein Aber! . . . Ihr müßt uns einige Minuten schenken, ich will es, oder ich bitte Euch vielmehr darum.«

Esther und Sidonie ließen sich endlich bewegen zu bleiben.

Dieser unerwartete und unzeitige Besuch war dem Grafen höchst unangenehm.

So lange er sich nur in Gesellchaft Camelia's, der Geliebten René's, der sein Freund war, befand, hatte er sich über diese Unregelmäßigkeit getröstet, weil er hoffen durfte, daß sein Vergehen (denn für ein solches hielt er diesen Schritt) verschwiegen bleiben werde.

Jetzt aber hatten noch zwei andere Courtisanen, die ohne Zweifel in den Annalen der Galanterie ebenfalls berühmt waren, das Recht am folgenden Morgen der ganzen Stadt zu sagen.

»Diese Nacht haben wir den Grafen Heinrich von Croi bei Camelia getroffen.«

Welche Schande! welcher Scandal!

einem berühmten Verfasser aufgeführt werden, in welchem die Rachel eine Soubrettenrolle spielen will.«

»Das muß interessant seyn. Was weiter?«

»Dann wird gespeist und nach dem Souper bis zum Morgen getanzt.«

»Wieviel Unterhaltung für eine einzige Nacht!« rief Camelia; »ich kann mir denken, daß Ihr uns lieber sogleich wieder verlassen möchtet.«

»Du sprichst anders als Du denkst, liebe Camelia,« sagte Esther. »Du weißt am besten, daß nichts in der Welt einen genügenden Ersatz für das Vergnügen gewähren kann, das man in deiner Gesellschaft hat.«

»Ausgenommen ein dramatisches Sprichwort, ein Souper und ein Ball bei der Rachel,« entgegnete die Courtisane lachend.

»Dies eben so wenig als irgend etwas Anderes.«

»Nehmt Euch in Acht!«

»Vor was?«

»Wenn ich nun von Euch einen Beweis dafür verlangte, daß eure Schmeichelei aufrichtig gemeint ist? . . . Wenn ich Euch beim Wort nähme und Euch bäte, mir die Vergnügungen aufzuopfern, die Euch diese Nacht im Hôtel der Rue-Trudon erwarten? . . . Dies würde Euch schön in Verlegenheit setzen und ich könnte wohl mit Gewißheit auf eine abschlägige Antwort rechnen.«

»Nein, wahrhaftig nicht!«

»Das saget Ihr nur, weil Ihr nicht glaubet, daß ich so grausam seyn kann, dieses schwere Opfer von Euch zu verlangen.«

»Camelia, Camelia! wie kannst Du so an unserer Freundschaft zweifeln?«

»Ich lasse mich nun einmal nur durch Thatsachen überzeugen. Wenn Ihr hier bleibt, will ich Euch glauben, sonst nicht.«

Esther und Sidonie wechselten einen Blick.

»Wir bleiben,« sagte die Jüdin nach einer kleinen Pause; »jetzt zweifle noch wenn Du kannst.«

»Ist das euer Ernst?« rief Camelia.

»Unser völliger Ernst,« erwiederte Sidonie.

»Nun das freut mich herzlich! kommt, laßt Euch umarmen! Jetzt legt aber auf der Stelle eure Shawls und Mäntel ab und nehmt an unsrem Souper Theil, das vor eurer Ankunft schon allerliebst war, durch eure Anwesenheit aber noch viel hübscher werden wird.«

Während Camelia so sprach, stand sie auf, küßte ihre beiden Freundinnen nach einander auf die Stirn und nahm ihnen dann eigenhändig Shawl und Mantel ab.

»Ich hoffe,« sagte sie lachend, als dies geschehen war, »daß mich von nun an Niemand mehr der Coketterie beschuldigen wird. Ich setze mich rücksichtslos der Gefahr aus, in meinem Négligé neben den beiden schönsten Mädchen von Paris, deren Schönheit durch ihre reizenden Ballanzüge noch mehr hervorgehoben wird, häßlich zu erscheinen!«

»Es ist wahr,« versetzte René, »die Anzüge unserer beiden liebenswürdigen Gäste sind in der That reizend! ... Es gibt doch nichts Hübscheres als ein schön gekleidetes schönes Mädchen!«

»Herr von Savenay scheint diesen Abend ausnehmend galant zu seyn,« bemerkte Sidonie mit einem leichten Anfluge von Ironie.

»Nein,« erwiederte der junge Mann, »ich bin von aufrichtiger Bewunderung erfüllt.«

Man wundere sich nicht über den plötzlichen Zauber, den Esther auf ein so unverdorbenes Herz wie das des Grafen von Croi ausübte.

Gerade deshalb weil es noch rein und unschuldig war, war es um so leichter der Verführung oder wenigstens der Verirrung ausgesetzt.

Eine unbestreitbare physische Erscheinung unterstützt diese große moralische Wahrheit.

Man nehme zwei Männer, von denen der eine ein unverwüstlicher Trinker ist, der bei einem Gelage alle deutschen Studenten unter den Tisch trinken würde, während über die Lippe des andern bis dahin nur reines klares Brunnenwasser gekommen ist, und setze Beiden ein gleich großes Glas feurigen Weines vor, das sie auf einen Zug leeren müssen.

Der erstere wird dabei nichts fühlen als das Wohlbehagen, das jeder Epikuräer beim Genusse eines aromatischen edlen Getränkes empfindet.

Der Andere wird fast augenblicklich berauscht werden.

So war es auch mit Heinrich von Croi.

Die gefährliche Schönheit, die berauschenden Reize der schönen Jüdin stiegen ihm schneller und heftiger zu Kopfe als eine ganze Flasche spanischen Weines es gethan haben würde.

Er, dessen schlummernde Sinne bis jetzt nur durch eine reine, züchtige Liebe geweckt worden waren, empfand plötzlich tumultuarische Begierden.

Noch einmal gebot ihm sein Gewissen mit schwacher Stimme, zu kämpfen und zu entfliehen.

Allein er überzeugte sich bald, daß es ihm schon an

dem Willen zur Flucht und an der Kraft zum Kampfe fehlte.

Noch einen Augenblick, und Heinrichs guter Genius wendete sich ab und zog sich, sein erröthendes Antlitz verhüllend, in den Himmel zurück.

Der Geist des Bösen stand auf dem Punkte zu siegen.

Heinrich von Croi erhob seine brennenden Augen und richtete sie zum dritten Male auf die Jüdin . . . und diesmal senkte er sie nicht vor ihrem Blicke.

Wir haben lange geglaubt, daß der Verfasser eines Buches, wenn anders der Zweck desselben moralisch ist, sich in der Form und in den Details alle Freiheiten einer kühnen Feder erlauben dürfe.

Und wir haben, auf diese Ueberzeugung fußend, manche Seiten geschrieben, denen unsere gute Absicht zur Entschuldigung dienen mag.

Die Erfahrung und vielleicht auch unser gereiftes Urtheil, die Frucht einer Anzahl Jahre, die seitdem über unser Haupt dahingezogen sind, haben uns bewiesen, daß diese Meinung irrig war.

Wir gestehen dies hier demüthig ein und leisten öffentlich Abbitte für die vergangenen Folgen dieses Irrthums.

Ja, der Romanschreiber ist es sich selbst und ganz besonders dem Publicum, das ihm die Ehre erzeigt, seine Werke zu lesen, schuldig, daß er denselben nicht nur eine nützliche Lehre zum Grunde legt, sondern daß er auch die Form seiner Erzählungen streng in den Grenzen der Sittlichkeit hält.

Es wird uns daher gewiß Niemand deshalb tadeln, daß wir nicht ausführlich auf den Verlauf des Soupers bei Camelia eingehen, dessen übrigens leicht zu errathende Details das Schamgefühl manches Lesers verletzen würden.

Eine flüchtige Analyse mag das ersetzen, was wir nicht niederschreiben wollen oder vielmehr nicht niederschreiben dürfen.

Zuerst müssen wir bemerken, daß Sidonie mit ihrem erfahrenen weiblichen Scharfblicke sogleich erkannt hatte, daß sie durch ihre mächtige Nebenbuhlerin besiegt war.

Sie sah ein, daß in Folge des Gesetzes der Contraste ihre fast jungfräuliche Schönheit, die in materieller Beziehung eine schwache Aehnlichkeit mit der der Gräfin Bertha hatte, auf Heinrich von Croi keinen Eindruck machen konnte.

Um Heinrichs feste Tugend zu besiegen, bedurfte es nichts Geringeren, als des unwiderstehlichen Reizes der Sünde.

Als der Teufel einen Heiligen verführen wollte, indem er ihn durch den Stachel der Begierde anspornte, nahm er nicht die Gestalt einer züchtigen Jungfrau an, sondern die Form einer frechen und wollüstigen Buhlerin.

Die Gemälde aller großen Meister geben Zeugniß davon.

Sidonie versuchte es daher gar nicht, einen Kampf zu unternehmen, der nothwendig vergebens seyn mußte.

Sie zog sich aus der Arena zurück, das heißt mit anderen Worten, sie beobachtete während dieser ganzen Nacht die strengste Neutralität.

Camelia und René aber blieben nicht unthätig, denn sie waren mächtige und der Jüdin um so nützlichere Ver=

bündete, als ihre Erfahrung und Gewandtheit noch größer war.

Zuerst wurden durch ein geschicktes Manöver die Plätze der Tischgenossen gewechselt.

Esther nahm Camelia's Platz ein, so daß sie neben Heinrich zu sitzen kam.

Dann brachte René einen Toast auf Esther und Sidonien aus, auf den bald mehre andere folgten, welche theils ebenfalls von ihm, theils von Camelia ausgebracht wurden und auf die der Graf Bescheid thun mußte, wenn er nicht gegen die Artigkeit verstoßen wollte.

In dem Maße, als der Champagner aus den geschliffenen Gläsern über die Lippen der Gäste floß und der Verstand des Grafen durch die Dünste des berauschenden Getränkes umnebelt wurde, veränderte sich auch ganz allmälig der Geist der Unterhaltung.

Anfangs war dieselbe zurückhaltend und fast ernst gewesen; nach und nach aber ging sie auf das Gebiet der leichten Galanterie, dann auf das der durchsichtigen Zweideutigkeiten und endlich auf das der völligen Ungebundenheit über, ohne daß sie jedoch deshalb roh und unanständig geworden wäre.

Diese Redefreiheit vergaß sich nie bis zu materiellen, unschicklichen Ausdrücken, gegen die sich das Zartgefühl des fein gebildeten Grafen, der in Sachen der Orgie noch ein Neuling war, gewiß empört haben würde.

Man hielt sich noch immer in den Grenzen eines gewissen Anstandes.

Die freiesten Anekdoten, die unverschleiertsten Bilder, die kühnsten Wortspiele hielten stets das rechte Maß und Ziel und überschritten nie die Grenze, über welche hinaus

sich die nackte Obscönität zeigt, welche die Lippen dessen, der sich so weit vergißt, schändet.

Uebrigens hörte auch Heinrich kaum auf das was gesprochen wurde.

Er war völlig versunken in den doppelten Rausch, gegen den er noch am Morgen einen so tiefen und gerechten Abscheu empfunden hatte, und er war nicht mehr im Stande, den Blick von Esther abzuwenden, deren wunderschönes Gesicht er mit den Augen förmlich verschlang.

Mit leidenschaftlichem Entzücken ruhte sein Blick auf den vollen Schultern und dem herrlichen Busen, deren Umrisse einer Göttin Titian's oder Veronese's entlehnt zu seyn schienen und deren sammtartiger Glanz durch das Licht der Kerzen noch erhöht wurde.

Esther dagegen, welche durch die Umstände gleichsam begeistert wurde, spielte ihre Rolle mit mehr Talent, als sie bei ihren mißglückten Bühnenversuchen je entfaltet hatte.

Es war als ob das magnetische Fluidum, welches dem glühenden Blicke des Grafen von Croi entströmte, durch ihre Sinne bis zum Herzen gedrungen wäre, um ihr Blut zum Sieden zu bringen.

Sie schien am ganzen Körper zu beben.

Ihr Busen wogte stürmisch und verrieth eine heftige Aufregung.

Ihre großen Augen schwammen gleichsam in feuchten Flammen.

Zuweilen warf sie den Kopf zurück, ihre zitternden Lippen öffneten sich und ließen den blendenden Schmelz ihrer Zähne sehen.

Ein anderes Mal legte sie die Hand aufs Herz, als ob sie die ungestümen Schläge desselben hemmen wollte.

Und jede Scene dieser wollüstigen Komödie schürte das Feuer, welches den Grafen verzehrte, zu immer stärkerer Glut an.

Plötzlich hatte Esther einen ihr glücklich dünkenden Einfall.

Sie erinnerte sich, daß sie einmal auf einer kleinen Bühne die Rolle der „Phädra“ gespielt hatte, und sie beschloß, zu ihrem Vortheil die großartige Scene zu parodiren, in welcher die durch ihre stürmischen Begierden beherrschte, sittenlose Königin sich über ihren prächtigen Anzug, das Insignium ihres Ranges beklagt, dessen lästigen Anforderungen sie sich unterwerfen muß.

»Mein Gott!« rief plötzlich die Courtisane mit einer schmachtenden und zugleich leidenschaftlichen Geberde, »wie schwer wird mir dieser eitle Tand! mein armer Kopf möchte zerspringen unter der Last dieser Korallen, mit denen mein Haar durchflochten ist!«

»Wer hindert Dich denn, sie abzulegen, meine Theure?« erwiederte Camelia rasch.

»Erlaubst Du es wirklich?«

»Mit Vergnügen! willst Du einen Handspiegel haben?«

»Nein, ich brauche keinen Spiegel; Du weißt ja, daß ich nicht cokett bin.«

Während Esther dies sagte, erhob sie ihre schönen Arme, zog den Kamm aus ihrem Haar und löste die Flechten desselben auf, wobei die Korallenschnüre auf den Teppich herabfielen.

Die prächtigen langen und seidenartigen Haare der Courtisane wallten alsbald über ihre entblößten Schultern

Er verwünschte aus tiefstem Herzensgrunde sowohl seine eigene Schwäche als auch die Theilnehmer an der entehrenden That, die er um den Preis eines ansehnlichen Theiles seines Vermögens gern ungeschehen gemacht hätte.

In seiner fast kindlichen Einfalt aber klagte er nur den Zufall an und ahnte noch nicht im entferntesten, daß René von Savenay, sein perfider Freund, ihm absichtlich eine Schlinge gelegt haben könnte.

Je näher er seinem Hause kam, um so mehr nahm seine Angst und seine Reue zu.

Die Röthe der Scham trat auf seine Stirn, als er bedachte, daß er die Schwelle dieser Wohnung überschreiten sollte, in der seine geliebte Bertha, sein edles, treues Weib, arglos schlummerte, und daß er seine von den Küssen einer ehrlosen Buhlerin noch warmen Lippen auf ihre makellose Stirn drücken sollte.

»Wird dies nicht eine gottlose Profanation, eine schändliche Entweihung seyn?« fragte er sich mit Verzweiflung.

Und der bloße Gedanke daran erfüllte ihn mit Entsetzen.

Wohl zwanzigmal ging er die Rue-Tronchet in ihrer ganzen Länge auf und ab.

Wohl zwanzigmal blieb er an der Thür seines Hauses stehen, ohne daß er sich entschließen konnte, den schweren Hammer emporzuheben, auf dessen Ton ihm geöffnet werden mußte.

Er konnte indessen nicht auf der Straße bleiben.

Schon zeigte sich hier und da eine Gruppe von Straßenkehrern, welche vor Tagesanbruch das Pflaster der Hauptstadt reinigen.

Heinrichs sonderbare und eilige Promenade begann schon bemerkt zu werden, und er sah sich den rohen Spötteleien der gemeinen Straßenjugend ausgesetzt, welche bereits aus dem und jenem Hause zum Vorschein kam.

Wozu hätte er übrigens auch noch länger zögern sollen?

Bertha schlief aller Wahrscheinlichkeit nach.

Er wollte sich leise in sein Schlafzimmer schleichen und hatte dann wenigstens noch einige Stunden vor sich, ehe er seiner beleidigten Gattin vor die Augen treten mußte.

Er klopfte an.

Die Thür wurde sogleich geöffnet, was um diese Zeit, wo die Pariser Hausmeister gewöhnlich am festesten schlafen, eine seltene Erscheinung ist.

Heinrich trat ein.

Rasch ging er an der Loge des Hausmeisters vorüber, dem er durch das Fenster seinen Namen zurief, und gelangte in den Hof.

Ehe er die Treppe hinaufging, warf er mechanisch einen Blick nach den Fenstern seiner Wohnung, die sich im zweiten Stock befand.

Durch die Zwischenräume der verschlossenen Fenster in Bertha's Schlafzimmer schimmerte ein heller Lichtstrahl.

Es kam dem Grafen vor, als ob dieser Lichtschein zu hell wäre, als daß er von der Nachtlampe ausgehen konnte, die jeden Abend auf den Toilettentisch seiner Gattin gestellt wurde.

Eine heftige Angst ergriff ihn.

Da in Bertha's Zimmer Licht war, schlief sie wahrscheinlich nicht; vielleicht hatte sie sogar seine Abwesenheit bemerkt und erwartete ihn.

Er zitterte wie ein Kind und die letzten Spuren seines nächtlichen Rausches verschwanden augenblicklich.

»O mein Gott!« sagte er zu sich selbst, »wenn jede Sünde eine solche Qual in ihrem Gefolge hätte, wie ich sie jetzt empfinde, so würde es gewiß nicht so viele Sünder geben!«

Während er diese schmerzliche Betrachtung anstellte, ging er langsam die Treppe hinauf.

Bald hatte er die Thür seiner Wohnung erreicht, und er öffnete dieselbe mit einem kleinen Schlüssel, den er stets bei sich trug, seitdem er allein auszugehen und spät nach Haus zu kommen pflegte.

Geräuschlos ging er durch das Vorzimmer, welches durch eine von der Decke herabhängende Lampe schwach erleuchtet war, und dann durch einen Salon, dessen eine Thür in Bertha's Boudoir, die andere in sein Schlafzimmer führte.

In diesem Salon war es völlig dunkel und still.

Der Graf hoffte, daß er unbemerkt in sein Zimmer werde gelangen können.

Schon schlug er den Thürvorhang zurück und legte die Hand auf den Drücker des Schlosses, da that sich der Vorhang der andern Thür auseinander und Bertha erschien dem bestürzten Blicke ihres Gatten.

Ihr Anzug, noch der nemliche, den sie den ganzen Tag getragen hatte, bewies klar und deutlich, daß sie noch nicht im Bett gelegen hatte.

In der rechten Hand hielt sie ein brennendes Licht, das seinen geisterhaften Schein auf ihr Gesicht warf.

Die leichenhafte Blässe, welche dieses Gesicht überzog,

als die junge Frau wie ein Gespenst vor dem dunklen Thürvorhange erschien, läßt sich nicht beschreiben.

Ein breiter dunkler Ring umgab ihre gerötheten Augen und stach grell von den todtenbleichen Wangen ab.

Sie glich eher einem dem Grabe entstiegenen Schatten als einem lebenden Wesen.

Heinrich blieb wie in den Boden gewurzelt stehen.

Seine ganze Geistesgegenwart hatte ihn verlassen.

Bertha kam auf ihn zu.

»Kommst Du endlich?« flüsterte sie mit einer von Kummer und Gram gebrochenen Stimme.

Der Graf vermochte nur einige unverständliche Worte hervorzustammeln.

Um nur etwas zu thun und seine Verlegenheit ein wenig zu verbergen, ergriff er die Hand seiner Gattin.

Die Hand war eiskalt.

Bertha zog sie nicht zurück und sagte:

»Komm mit mir.«

Sie kehrte hierauf um und ging in ihr Schlafzimmer, wohin der Graf sie begleitete.

Das Bett war nicht niedergedrückt.

Auf dem Camin stand noch ein tief herabgebranntes Licht.

Vor dem Camin, in welchem noch einige Kohlen glimmten, stand ein Lehnstuhl.

Neben diesem Stuhle lag ein mit Thränen benetztes Taschentuch auf dem Teppiche.

Auf diesem Stuhle hatte Bertha die ganze Nacht zugebracht.

Sie ließ sich nieder.

Heinrich blieb in der demüthigen und beschämten Stellung eines Verbrechers vor seinem Richter einige Schritte von ihr entfernt stehen.

Einige Secunden lang bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und bemühte sich, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken, das aus ihrer Brust emporstieg.

Endlich blickte sie auf.

Ihr Gesicht war noch blässer geworden.

Sie richtete den thränenfeuchten Blick ihrer schönen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke auf ihren Gatten und rief in einem herzzerreißenden Tone aus:

»Heinrich, Heinrich! was habe ich Dir gethan?«

Der Graf war wie vom Donner gerührt und keines Wortes mächtig.

»Du tödtest mich,« fuhr Bertha fort; »Du tödtest mich auf die grausamste und schmerzhafteste Weise, und ich sinne vergebens darüber nach, durch welches Vergehen ich die Qualen, die Du mich ohne Erbarmen erdulden lässest, verdient habe! . . . Heinrich, Heinrich! was habe ich Dir gethan? . . . was habe ich verbrochen? . . . Es wird Dir gewiß nicht schwer werden, es mir zu sagen . . . also sage es mir um des Himmels willen, denn, bei Gott, ich weiß es nicht! . . . Umsonst frage ich mein Herz und mein Gewissen, keines von Beiden gibt mir eine Antwort! . . . Nie habe ich einen Gedanken gehegt, der nicht Dir gegolten hätte! . . . Ich habe Dich stets geliebt, ich liebe Dich noch, und ich werde Dich ewig lieben! . . . Was habe ich unbewußt gethan? . . . was hast Du mir vorzuwerfen? warum verursachst Du mir solchen Kummer? . . .

»Wenn Du wüßtest, wenn Du ahnen könntest, Heinrich, welche Angst und welche Verzweiflung ich in den lan=

gen Stunden dieser Nacht erduldet habe, würdest Du gewiß Mitleid mit mir fühlen! . . . Noch eine solche Nacht, und mein Haar wird bleichen! . . . noch eine solche Nacht, und ich werde wahnsinnig, oder ich sterbe! . . .

»Ich wußte wohl, daß ein so großes Glück wie das, welches Du mir bisher bereitet hast, nicht von Dauer seyn konnte! Die Engel würden die Menschen beneiden, wenn solche Paradiesesfreuden in dieser Welt lange währen könnten! . . .

»Aber von dem Gipfel eines solchen Glückes plötzlich in den Abgrund von Qualen hinabstürzen, wie ich sie jetzt erdulde, das ist zu viel, Heinrich! . . . das ist mehr als mein armes Herz und mein Verstand ertragen können, ohne schwach zu werden und zu brechen! . . .

»Ich fühle, daß ich dem Grabe entgegenwelke, und was ich Dir jetzt gesagt, habe ich Dir nur deshalb gesagt, weil ich nicht sterben will, ohne wenigstens zu wissen, warum Du mich verdammst! . . .«

Bertha hielt inne. Sie schien eine Antwort von ihrem Gatten zu erwarten.

Dieser sah ein, daß er vor Allem um jeden Preis den eifersüchtigen Argwohn seiner Gattin zerstreuen mußte, der unmöglich schon zur Ueberzeugung geworden seyn konnte.

Er bemühte sich daher, so viel als möglich seine Fassung wieder zu gewinnen, und sagte dann:

»Theure Bertha, mein heißgeliebtes Weib, auch ich muß Dich fragen: Was habe ich Dir gethan? woher dieser Kummer und diese Verzweiflung? warum sprichst Du so mit mir?«

Der Blick, den die Gräfin ihrem Gatten zuwarf, als sie diese Worte hörte, drückte eine schlecht verhehlte Geringschätzung aus.

»Du weißt also nicht was ich meine?« fragte sie.

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Ich gebe Dir mein Wort darauf.«

Bertha zuckte verächtlich die Achseln und fragte dann mit langsamer und ernster Stimme, indem sie den anonymen Brief, den sie am vorigen Abend erhalten hatte, in der Tasche ihres Kleides krampfhaft zerknitterte:

»Wo warst Du denn diese Nacht?«

Bei dieser kurzen und entschiedenen Frage schwankte Heinrich, als ob er von einer Kugel mitten ins Herz getroffen worden wäre.

XXX.

Die Verzeihung.

Nach einigen Secunden erholte sich der Graf wieder von diesem Schlage und er antwortete mit der möglichsten Ruhe in Stimme und Gesicht:

»Wo ich war? . . . Nun, im Club war ich, wo ich mein schönes Gold im Whist verloren habe!«

Dies konnte am Ende wohl wahr seyn; jedenfalls hatte Bertha keinen Beweis für das Gegentheil.

Der anonyme Brief, den René an sie geschrieben hatte

besagte nichts Näheres; er zeigte ihr nur an, daß der Graf diese Nacht nicht nach Hause kommen werde.

Bertha sah ihren Gatten mit einem langen, forschenden Blicke an.

Dieser Blick genügte, um ihr die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Heinrich sie hintergangen hatte und noch hinterging.

Seine Ruhe war offenbar erzwungen, sein verstörtes Gesicht und seine zitternde Stimme straften sie nur zu deutlich Lügen.

Dann hatte auch Bertha volles Vertrauen zu der geheimnißvollen Sehergabe, welche alle Frauen zu besitzen glauben und die ihnen sogleich eine Untreue enthüllt, mag sie auch noch so sorgfältig verborgen werden.

Es war ihr — und darin hatte sie vielleicht nicht Unrecht — als ob sie nicht so viel gelitten haben würde, wenn die verlängerte Abwesenheit ihres Gatten auf einer unschuldigen Ursache beruht hätte.

Endlich konnte auch Heinrich ihren festen Blick nicht ertragen.

Als er die Augen niederschlug, wurde Bertha's Zweifel sogleich zur Gewißheit.

Sie sah ihn abermals mit einem geringschätzenden Ausdrucke an, denn mit der Entrüstung über den Treubruch verband sich jetzt auch die Verachtung der Lüge, und sagte nach einer kurzen Pause:

»Ich will nicht weiter mit Fragen in Dich dringen, Heinrich, dies wird Dir wenigstens die Schande ersparen, noch mehr Unwahrheiten zu sagen. Uebrigens kann es Dir auch nichts nützen, daß Du Dich vertheidigst und zu rechtfertigen versuchst. Mein Entschluß steht unwiderruflich fest

und Du kannst mich durch nichts darin wankend machen. Also höre mich ruhig an, denn aller Wahrscheinlichkeit nach spreche ich zum letzten Male mit Dir . . .«

»Was sagst Du, Bertha?« rief Heinrich mit einem Ausdrucke von Angst und Entsetzen.

»Ich sage,« antwortete die Gräfin, »daß ich dieser Qualen überdrüssig bin und nicht Lust habe, sie länger zu ertragen! . . . ich sage, daß ein schneller Tod besser ist als ein langer Todeskampf! . . . ich sage, daß Du mich in dem Heiligsten und Edelsten gekränkt hast, was ich besitze, in meiner Liebe und in meinem Stolze! . . . Zwischen uns ist Alles zu Ende, ich nehme mein Herz zurück, das Du nicht haben willst, ich gehe wieder zu meinem Vater und will Gott bitten, daß er mir gestattet, Dich zu vergessen, bis er mir — was hoffentlich bald geschehen wird — die Gnade erzeigt, mich von der Erde abzurufen! . . .«

»Bertha!« rief Heinrich mit einer fieberhaften Aufregung, »Bertha! das kannst Du nicht thun!«

»Ich werde es dennoch thun,« erwiederte die Gräfin.

»Du willst mich, der Dich so innig liebt, verlassen?«

»Ich will Dich verlassen, weil Du nichts mehr von mir wissen magst.«

»Du willst zu deinem Vater zurückkehren?«

»Ja, denn er wird seine Gesinnungen gegen mich nie ändern.«

»Das ist nicht dein Ernst, Bertha, nicht wahr?«

»Ich versichere Dir, daß es mein völliger Ernst ist.«

»Glaubst Du, daß ich es zugeben werde?«

»Ob Du es zugibst oder nicht, ist mir gleichgiltig . . . ich thue es unwiderruflich.«

»Ich bin dein Gatte und habe heilige Rechte!«

»Diesen Rechten hast Du selbst entsagt und wirst sie nicht geltend machen.«

»Ich werde sie gewiß geltend machen, wenn Du mich dazu zwingst!«

»Du willst mich also mit Gewalt zurückhalten?«

»Wenn es seyn muß, ja.«

»Das wollen wir sehen.«

»Ja, Du wirst es sehen!«

Bertha sah nach der Uhr.

»Es ist jetzt sieben Uhr,« sagte sie mit einer entsetzlichen Ruhe; »um neun Uhr bin ich nicht mehr in diesem Hause.«

Und ohne sich weiter um ihren Gatten zu kümmern, stand sie auf, ging an einen Schrank, den sie öffnete, und begann Wäsche herauszunehmen, die sie in verschiedene Packete zusammenlegte.

Jetzt erreichte die Angst und Verzweiflung des Grafen den höchsten Grad und es fand zwischen den beiden jungen Gatten, welche der Himmel geschaffen hatte, um einander zu lieben und glücklich zu machen, und welche der unheilvolle Einfluß eines bösen Genius trennen wollte, eine traurige Scene statt, wie sie im wirklichen Leben viel häufiger vorkommen als man glaubt.

Heinrich fiel vor Bertha auf die Knie, er weinte wie ein Kind, er stammelte leidenschaftliche Bitten, die von Schluchzen unterbrochen wurden, er vergaß seine Manneswürde und umschlang wie ein um Gnade flehender Sclave die Knie seiner Gattin.

Bertha zeigte sich anfangs unerbittlich.

Sie war, wie sie ihrem Gatten schon gesagt hatte, in ihrer Liebe und in ihrem Stolze von ihm gekränkt worden.

Und solche Kränkungen gehören zu denen, die eine Frau nie vergißt und selten verzeiht.

Nach und nach wurde sie jedoch milder gestimmt.

Heinrich betheuerte fortwährend seine Unschuld.

Uebrigens konnte man, selbst wenn man ihn für so strafbar hielt, als er es in der That war, jedenfalls sagen, daß seine Reue aufrichtig war, und sein Schmerz und seine Thränen sprachen sehr zu seinen Gunsten.

Bertha erkannte bald, daß sie sich völlig erweichen lassen werde.

Aber sie beschloß, aus ihrer Niederlage wenigstens den Vortheil zu ziehen, den ein Sieg ihr gebracht haben würde.

»Erinnerst Du Dich, Heinrich,« sagte sie nach einer langen Pause, »was vor einigen Tagen zwischen uns vorgefallen ist? . . . erinnerst Du Dich meiner schlimmen Ahnungen, die leider nur zu bald zur Wirklichkeit geworden sind? . . . erinnerst Du Dich, daß ich Dich damals auf den Knieen bat, Paris mit mir zu verlassen? . . . erinnerst Du Dich endlich, mit welcher schnöden Geringschätzung Du meine innige und demüthige Bitte zurückwiesest? . . .«

»Ja,« stammelte der Graf, »ich entsinne mich dessen . . .«

»Nun wohl,« fuhr Bertha fort, »wenn es wahr ist, daß Du mich noch liebst, wenn es wahr ist, wie Du sagst, daß Du einer nothwendig werdenden Trennung den Tod vorziehen würdest, so will ich Dir vergeben und Dir glauben. Diesmal aber verlange ich einen Beweis.«

»Welchen verlangst Du?« rief Heinrich mit Lebhaftigkeit; »sprich, theure Bertha, sprich!«

»Ich will von Dir verlangen, was Du mir neulich abgeschlagen hast . . . ich will Paris verlassen und nach Croi zurückkehren . . .«

»Du willst also nicht hier bleiben?« versetzte Heinrich.

»Nein, unter keiner Bedingung, und diesmal, ich wiederhole es Dir, bitte ich nicht, sondern ich befehle. Es steht Dir frei, diesen Befehl nicht zu befolgen, dann aber weißt Du, daß wir für immer geschieden sind.«

»Warum diese neue Drohung,« entgegnete der Graf, »während Du meinem sehnlichsten Wunsche zuvorkommst? . . . den nemlichen Vorschlag wollte ich Dir eben machen.«

»Du bist also damit einverstanden?« fragte die Gräfin, welche ihren Sinnen nicht trauen wollte, so überrascht und entzückt war sie über Heinrichs bereitwillige Unterwerfung.

»Ja wohl! mit wahrem Vergnügen!«

»Wir verlassen also Paris?«

»Für immer, wenn Du willst.«

»Wann reisen wir ab?«

»Morgen, wenn Du es wünschest . . . heute noch, wenn es seyn kann.«

»Mein Gott!« rief Bertha mit einer so unaussprechlichen innigen Freude, daß die Augen ihres Gatten sich mit Thränen der Dankbarkeit und Liebe füllten; »mein Gott! es ist also wahr! er ist noch gut! er liebt mich noch! . . . Ich danke Dir, mein Gott! ich danke Dir! . . .«

Ihre Augen wurden ebenfalls wieder feucht; diesmal aber waren es wohlthuende Thränen der Freude, die ihr bekümmertes Herz erleichterten.

Heinrich breitete die Arme aus und sie warf sich an seine klopfende Brust.

Nach einigen Augenblicken erhob er Bertha's sanftes Antlitz und da er es mit Thränen benetzt sah, trocknete er diese Thränen mit seinen reuigen Lippen, indem er mit eben so inniger Zärtlichkeit wie in der ersten Zeit ihrer Ehe zu ihr sagte:

»O, diese Thränen, diese kostbaren Thränen! . . . Ich schwöre es bei meiner Ehre und meiner Liebe, daß es die letzten seyn sollen, die ich Dir verursacht habe, und ich will sie trocknen, indem ich Dich glücklich mache!«

Bertha antwortete nur durch einen Blick und durch ein Lächeln.

In diesem Lächeln aber lag volle Verzeihung.

Und der Blick, durch den man auf dem Grunde ihres reinen Herzens lesen konnte, enthielt die Versicherung ewiger Liebe.

. . . .

Der gute Genius des jungen Paares schien, wie man sieht, die Oberhand zu gewinnen und siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen.

Der verhängnißvolle Stern René's und Camelia's erbleichte.

Heinrich hatte Alles vergessen, selbst seinen Fehltritt, selbst seine Reue.

Welches neue Unwetter zog sich an dem wieder heiter gewordenen Himmel zusammen?

Welche teuflische Schlinge bedrohte von neuem das Glück der beiden Gatten?

Wir werden es nur zu bald erfahren.

»Lieber Heinrich,« hob Bertha nach einer Pause an, welche auf die Wiederversöhnung, der wir eben beigewohnt haben, folgte, »Du hast mir angeboten, morgen schon, ja heute noch abzureisen, wenn es möglich ist . . .«

»Allerdings, und ich wiederhole mein Anerbieten.«

»Ich will Dir beweisen, daß ich kein launenhaftes, eigensinniges Kind bin . . . ich will Dir beweisen, daß ich jetzt, da ich dein Wort habe und dein Herz wieder mein ist, nicht mehr an Dir zweifle . . .«

Bertha hielt inne.

»Was meinst Du damit, mein Kind?« fragte Heinrich neugierig.

»Du sollst es sogleich erfahren. Du hast jedenfalls in dem Augenblicke, wo wir uns auf noch unbestimmte Zeit von hier entfernen wollen, einige Angelegenheiten zu ordnen, nicht wahr?«

»Allerdings, aber diese Geschäfte betreffen nur unser Vermögen, und darauf lege ich keinen Werth.«

»Du sollst aber Werth darauf legen, nnd ich will durchaus, daß Du vor unserer Abreise die betreffenden Angelegenheiten ordnest. Sind drei Tage dazu hinreichend?«

»Vollkommen.«

»Nun gut, so bewillige ich Dir diese drei Tage. Es ist heute Mittwoch . . . nächsten Sonnabend reisen wir ab.«

»Das ist sehr spät . . . in vierundzwanzig Stunden kann ich meine Geldgeschäfte ganz bequem erledigen.«

»Mag seyn,« erwiederte Bertha lächelnd, »aber auch ich habe einige Anordnungen zu treffen, die nicht ganz unwichtig sind. Ich muß mit einer Menge Nähterinnen und

Putzmacherinnen sprechen, denn ich habe mir vorgenommen, mich in unserer Einsamkeit recht schön zu machen, damit ich Dir gefalle.«

»Ist dies nicht unnöthig?« rief der Graf, indem er seine Gattin aufs Neue ans Herz drückte, »gefällst Du mir nicht immer, wie Du auch gekleidet seyn magst? was kannst Du der Jugend, Schönheit und blühenden Anmuth, welche Gott Dir gegeben hat, noch hinzufügen?«

»Du vergißt das alte Sprichwort: Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen,« erwiederte Frau von Croi. »Wenn ich schön bin, wie Du sagst — und ich will glauben, daß Du es nicht nur sagst, sondern auch denkst — so will ich meine Schönheit noch erhöhen, und ich werde Dir dann um so besser gefallen. Ein kluger und geschickter, General, der einen Feldzug beginnt, muß für mögliche Fälle immer eine kleine Reserve-Artillerie mitnehmen. Unsere Geschütze und Kriegsmaschinen sind Spitzen und Bänder.«

In diesem heiteren Tone unterhielten sich die beiden Gatten noch eine lange Weile und die Abreise wurde auf den nächstfolgenden Sonnabend unwiderruflich festgesetzt.

XXXI.

Der Brief.

Als der Graf von Croi seiner Gattin versicherte, daß sie nur seinem sehnlichsten Wunsche entgegenkomme, indem sie ihn aufforderte, nicht länger in Paris zu bleiben, hatte er die Wahrheit gesagt.

Es gab in der That nur einen Ausweg aus der gefährlichen Lage, in welche Heinrich durch die schlimmen Folgen seiner Schwäche und Unbesonnenheit gerathen war.

Dieser Ausweg war die baldmöglichste Entfernung aus der Hauptstadt.

Es war durchaus nothwendig, daß der Graf sein verderbliches Freundschaftsverhältniß mit René von Savenay für immer aufhob.

Noch wichtiger war es für ihn, daß er nicht wieder mit der schwarzäugigen Bacchantin in Berührung kam, welche durch einen Scandal, aus dem sie sich höchst wahrscheinlich kein Gewissen machte, die Zukunft und den ehelichen Frieden des jungen Paares in Frage stellen konnte.

Dies Alles sah Heinrich von Croi klar ein, und er hatte daher mit aufrichtiger Freude den Vorschlag zur Abreise angenommen, die zwar für eine Flucht gelten konnte, jedenfalls aber ihm seine Ruhe sicherte.

Es würde ihm sogar am liebsten gewesen seyn, wenn noch den nemlichen oder spätestens am folgenden Tage

hätte abreisen können. Bertha aber hatte sich dagegen ausgesprochen, und hätte er sie zu einer Sinnesänderung in diesem Punkte bewegen wollen, so würde er genöthigt gewesen seyn, ihr Dinge mitzutheilen, die sie nie erfahren durfte.

Uebrigens verstrich ja die dreitägige Frist bald, und der Graf glaubte nicht, daß ihm in einem so kurzen Zeitraume etwas Unangenehmes begegnen konnte.

Die erste Maßregel, welche Heinrich anordnete, als er seine Gattin verließ, bestand darin, daß er seinem Kammerdiener aufs Strengste befahl, den Baron von Savenay unter keinem Vorwande weder bei ihm noch bei Bertha einzutreten zu lassen.

Als dies geschehen war, legte er sich zu Bett, um sich durch einige Stunden Schlafes von dem Rausche der vergangenen Nacht zu erholen.

Nachdem er hierauf gefrühstückt hatte, ging er zu seinem Banquier.

Die Geschäfte, welche er mit diesem zu machen hatte, waren sehr kurz und einfach. In Zeit von einer halben Stunde waren sie erledigt.

Der Graf ließ sich von ihm die Summe von zwanzigtausend Franken in Banknoten auszahlen und kehrte dann direct in seine Wohnung zurück.

Bertha war ausgefahren und hatte hinterlassen, daß sie verschiedene Einkäufe machen wolle und um fünf Uhr wieder zurück seyn werde.

Heinrich begab sich in sein Zimmer.

So unerfahren er auch noch in den scandalösen Sitten unserer heutigen Jugend und in den kostspieligen Ausschweifungen war, zu denen er sich ein einziges Mal hatte

verleiten lassen, so wußte er doch, wie sich ein vornehmer und gebildeter Mann gegen eine Courtisane, deren zweideutige Gunstbezeigungen er genossen hat, zeigen muß.

Er setzte sich an seinen Schreibsecretär, nahm einen Bogen Briefpapier zur Hand und schrieb nach reiflicher Ueberlegung folgende Zeilen, die ihn seiner Ansicht nach nicht compromittiren konnten:

»Sie sind zu schön, Mademoiselle, als daß Sie nicht auch edelmüthig seyn sollten. Ich glaube daher, mich vertrauensvoll an Ihre hochherzigen Gesinnungen wenden zu können.

»Sie kennen meine Stellung und die Rücksichten, die sie mir gebietet; Sie wissen, daß ich mir nicht allein angehöre, und Sie werden demnach gewiß eine momentane Schwäche, deren unfreiwillige Theilnehmerin Sie gewesen sind, nicht mißbrauchen.

»Ich bitte Sie, den Zufall zu vergessen, der uns zum ersten und letzten Male zusammengeführt hat. Verwischen Sie meinen Namen aus Ihrem Gedächtniß, sprechen Sie ihn nie aus und nehmen Sie die große Kleinigkeit an, die ich gegenwärtigen Zeilen beizulegen mir erlaube.«

Nachdem er diesen Brief, den er aus leicht begreiflichen Gründen nicht mit seinem Namen unterzeichnete, geschrieben hatte, verschloß er ihn nebst fünf Bankbillets zu tausend Franken in ein großes Couvert.

Dann zündete er ein Licht an und versiegelte das Couvert mit dem Ringe, den er am Zeigefinger trug und dessen er sich gewöhnlich als Petschaft bediente, ohne daran zu denken, daß das Wappen, welches er auf den rothen Lack [illegible]te, eben so gut war wie seine Namensunterschrift.

Nachdem dies geschehen war, schrieb er den Namen Esther auf das Couvert.

Da fiel ihm plötzlich ein Umstand ein, der ihm ein für den Augenblick unübersteigliches Hinderniß dünkte.

Die Wohnung der Jüdin war ihm nicht bekannt.

Das Einfachste wäre gewesen, daß er René um die Angabe ihrer Adresse bat; allein wir wissen bereits, daß er beschlossen hatte, den Baron von Savenay vor seiner Abreise nicht wiederzusehen.

Es gab indessen noch ein Mittel, durch das er seinen Zweck erreichen konnte.

Dieses Mittel wendete der Graf an.

Er erinnerte sich der Nummer des Hauses, in welchem Camelia wohnte, und in Folge dessen änderte er die Adresse seines Briefes demgemäß ab, daß er durch die Hände der Maitresse René's gehen konnte.

Dann ging er aus und nachdem er den Brief dem Hausmeister in der Rue-de-Provence mit der Bitte eingehändigt hatte, denselben sogleich abzugeben, dachte er bei sich:

»Das wäre abgemacht, und ich will nun nicht mehr daran denken.«

In dem Augenblicke als der Graf von Croi sich freute, daß er sein Schiff durch die Klippen seiner kritischen Lage glücklich in den Hafen gebracht hatte, war René eben bei Camelia eingetreten.

»Nun, mein Theurer,« fragte ihn Letztere, »was gibt's Neues?«

»Ich wüßte nichts,« antwortete der Baron von Savenay. »Ich bin noch nicht beim Grafen gewesen und will erst von hier aus zu ihm gehen.«

»Der erste Act ist aufgeführt,« versetzte die Courtisane, »und wir müssen gestehen, daß der Erfolg unsere Erwartungen übertroffen hat.«

»Allerdings, der Prolog ist vortrefflich gelungen,« entgegnete René; »aber wir sind noch nicht am Ziele.«

»Sey unbesorgt, es wird Alles gut gehen.«

»Glaubst Du?«

»Ich bin dessen so ziemlich gewiß. Es hat diesen Morgen zwischen deinem Freunde und seiner Frau Gemalin jedenfalls ein heftiger Auftritt stattgefunden, und ich wette, daß sie sich jetzt in einem Zustande gegenseitiger Erbitterung befinden, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach den Grafen gebunden in die Hände liefern wird.«

»Glaubst Du, daß er mir wegen des Vorfalls von der vergangenen Nacht zürnen wird?«

»Dies würde eine große Tactlosigkeit von ihm seyn . . . Esther war wirklich wunderschön.«

»Ja, ich war nahe daran, mich in sie zu verlieben.«

»Leichtsinniger Mensch!« rief Camelia lachend; »Du bist doch durch und durch ein mauvais sujet!«

»Diese Jüdin besitzt aber auch eine so raffinirte Coketterie und versteht es mit ihren Reizen so geschickt zu manövriren, daß sie einen Heiligen zum Falle bringen würde.«

»Es läßt sich in der That nicht läugnen, daß sie ihre Rolle ausgezeichnet gespielt hat. Hätte das arme Mädchen auf der Bühne nur den hundertsten Theil von dem Talente, das sie diese Nacht entwickelt hat, so würde sie bald

ein Stern werden, wie unsere Freunde, die Engländer, sagen.«

»Und auch Heinrich hat in unserer Komödie seine Aufgabe sehr befriedigend und lobenswerth gelöst.«

»Ja wohl, Niemand fällt bei erster Gelegenheit leichter als diese tugendhaften Ehemänner, zwar mit Reue, aber mit um so größerer Wonne.«

»Der gute Graf war wirklich überglücklich.«

»So glücklich als Du bald in den Armen seiner Frau seyn wirst.«

Hier wurde das Gespräch durch einen eintretenden Bedienten unterbrochen, welcher Camelia einen Brief überreichte, den der Hausmeister eben abgegeben hatte.

Camelia nahm den Brief, las die Aufschrift, betrachtete ihn von allen Seiten und reichte ihn endlich dem Baron mit der Frage:

»Weißt Du von wem das Billet kommt?«

»Ja wohl,« antwortete der junge Mann nach flüchtiger Ansicht, »es ist vom Grafen Heinrich.«

»Irrst Du Dich auch nicht?«

»Ganz gewiß nicht; die Aufschrift ist von seiner Hand, und das Siegel zeigt sein Wappen.«

»Dann muß der Inhalt ohne allen Zweifel höchst interessant für uns seyn.«

»Der Brief ist schwer ... was mag er enthalten? ...«

»Man kann durchaus nichts entdecken. Ich möchte darauf wetten, daß er entweder Banknoten oder eine bogenlange Ode enthält.«

»Wenn Du ihn erbrächest? . . .«

»Nein, dies wäre ein abscheulicher Vertrauensmißbrauch.«

»Du willst ihn also Esther übersenden?«

»Das nicht; aber ich will ihr sagen lassen, daß sie zu mir kommen soll, damit sie uns die Epistel, deren Inhalt uns mindestens eben so sehr interessirt als sie, vorlese.«

»Du hast vollkommen Recht. Laß sie sogleich holen.«

Camelia gab die nöthigen Befehle.

Die schöne Jüdin wohnte in der Rue-de-la-Victoire und ließ sich nicht lange erwarten.

Nicht wenig neugierig, was Camelia ihr mitzutheilen hatte, kam sie athemlos an.

Ihr mehr als einfacher Morgenanzug bewies deutlich, daß sie eben erst aufgestanden war und sich nur die Zeit genommen hatte, ein Hauskleid überzuwerfen, sich in einen Shawl zu hüllen und einen Hut auf den unfrisirten Kopf zu setzen.

Uebrigens können wir nicht läugnen, daß sie in diesem Negligé eben so schön war als in dem prächtigen Ballanzuge der vorigen Nacht.

»Guten Morgen, Kleiner,« sagte sie zu René, der sie mit dem Blicke verschlang.

Dann wendete sie sich mit der Frage an Camelia:

»Was wünschest Du von mir, meine Theure?«

»Es ist eben ein Brief an Dich angekommen,« antwortete die Courtisane.

»An mich? . . . Von wem denn?«

»Von deinem Geliebten.«

»Ich habe ja jetzt gar keinen.«

»Du hast ein schlechtes Gedächtniß, mein Kind,« entgegnete Camelia lachend; »hast Du den Grafen von Croi schon vergessen?«

»O! der ist es so kurze Zeit gewesen, daß es gar nicht der Erwähnung werth ist,« versetzte Esther. »Uebrigens hätte ich schon deshalb nicht erwartet, so bald einen Brief von ihm zu erhalten, da er sich diesen Morgen mit fast beleidigender Kälte von mir trennte . . .«

»Du siehst indessen, daß er dennoch an Dich schreibt.«

»Ja, aber was?«

»Das werden wir sogleich erfahren.«

»Wo ist der Brief?«

»Hier.«

Esther nahm den Brief des Grafen aus Camelia's Händen und erbrach hastig das Siegel.

Als sie den Inhalt des Couverts herauszog, fühlten ihre weichen Finger die glatten seidenartigen Papierchen, welche die weltbekannten Unterschriften der Herren von Crousas-Cretet, Duchêne und Ville tragen.

Bei dieser Berührung konnte sie einen Ausruf des Erstaunens und der Freude nicht zurückhalten.

Sie nahm die Banknoten eine nach der andern heraus, zählte sie mit ängstlicher Hast, sprang dann auf, als wäre sie von einer Tarantel gestochen worden und tanzte wie toll im Zimmer umher, wobei sie im Polkatact sang:

»Fünf! fünf! fünf! . . . fünf sind darin! . . . fünf! fünf! fünf! . . . fünf! fünf! fünf! . . .«

Dies trieb sie so lange, bis sie ganz erschöpft und keuchend in den Lehnstuhl zurückfiel, von dem sie vor einigen Augenblicken jubelnd aufgesprungen war.

Und auch dann noch schwenkte sie triumphirend die Banknoten und sang aufs neue, aber mit schwächerer Stimme:

»Fünf! fünf! fünf! . . . es sind fünf! . . .«

XXXII.

Die Marionette.

Camelia und René hatten den letzten Theil dieser Scene mit ganz verschiedenen Gefühlen angesehen.

Der Baron lachte aus vollem Herzen.

Camelia stampfte mit dem Fuße und konnte ihre Ungeduld nicht verhehlen.

»Du freust Dich wie eine Wahnsinnige über das Geld, meine Theure,« sagte sie endlich, als sie glaubte, daß Esther wieder in dem Zustande war, um sie anhören zu können, »und hast noch nicht einmal den Brief gelesen, der jedenfalls viel wichtiger ist als diese paar lumpigen Banknoten!«

»Die nennst Du lumpig?« rief die Jüdin; »ich für meinen Theil muß Dir gestehen, daß ich den größten Respect vor diesen Papierchen habe.«

»Davon ist nicht die Rede,« erwiederte Camelia; »ich meine nur, daß eine so unbedeutende Summe nicht die Mühe lohnt, daß man in ein solches Entzücken darüber geräth.«

»Der Meinung bin ich nicht . . .«

»Wo hast Du den Brief?«

»Hier . . . hier . . . da ist er.«

Esther las hierauf flüchtig und mit der größten Gleichgiltigkeit die Zeilen des Grafen.

»Nun meinetwegen, glückliche Reise!« sagte sie dann; »die Freigebigkeit dieses schönen Cavaliers ist mir in der That lieber als sein Styl!«

Mit diesen Worten drückte sie den Brief zu einer kleinen Kugel zusammen und warf diese an die Decke, von wo sie gerade vor Camelia wieder herabfiel.

Letztere hob sie rasch auf, entfaltete sie sorgfältig und las dann den Brief ebenfalls, während René über ihre Schulter das Nemliche that.

»Hm! hm!« sagte er als sie zu Ende gelesen hatten.

»Was meinst Du dazu?« fragte Camelia.

»Nichts Gutes!«

»Du glaubst, daß unsere Actien gefallen sind?«

»Ja, gewiß. Bist Du nicht auch dieser Meinung?«

»Durchaus nicht.«

»Wie so?«

»Ich hatte eine solche Eventualität vorausgesehen.«

»Und weißt Du einen Ausweg?«

»Allerdings.«

»Welchen?«

»Du wirst es sehen.«

Camelia kehrte zu Esther zurück, die ein wenig zu Athem gekommen war und ihren monotonen Gesang mit Polkabegleitung nochmals begonnen hatte, und unterbrach sie in ihrem rasenden Freudentaumel, indem sie die Hand auf ihre Schulter legte.

»Was gibt's?« fragte die Jüdin.

»Jetzt höre endlich einmal auf zu rasen, meine Liebe, und gieb mir dies . . .«

»Was denn?«

»Was Du in der Hand hast.«

»Die Banknoten?«

»Nun ja.«

»Du willst sie mir wegnehmen?« rief Esther.

»Allerdings.«

»Du scherzest wohl!«

»Nicht im Geringsten.«

»Wie? Du willst mich des schönen Geldes berauben, das ich so ehrlich verdient habe?«

»Es muß seyn.«

»Aber was willst Du denn damit machen?«

»Ich will es dem Grafen von Croi zurücksenden.«

»Du willst auf die Artigkeit dieses liebenswürdigen Herrn mit einer groben Beleidigung antworten?«

»Durchaus nicht, ich will Dich in seinen Augen rehabilitiren.«

»Für eine solche Rehabilitirung danke ich . . . ich mag nicht rehabilitirt seyn.«

»Dies ist ganz falsch, mein Kind, und Du wirst mir erlauben, daß ich für die Rettung deiner Ehre sorge, da sie Dir gleichgiltig ist.«

»Thue was Du willst, nur laß mir meine fünftausend Franken.«

»Du darfst sie nicht behalten, Du mußt sie mir geben.«

»Das wollen wir einmal sehen!«

»Du hast nicht das Recht, sie zu behalten.«

»Ich möchte wissen!«

»Hast Du schon vergessen, daß Ihr, Du und Sidonie, mir nach dem Wortlaute des zwischen uns getroffenen Uebereinkommens den bedingtesten und passivsten Gehorsam schuldig seyd?«

Esther schwieg beschämt.

»Einfältiges Kind!« fuhr Camelia fort, »siehst Du nicht ein, daß ich in deinem Interesse handle und daß ich nur dein Bestes im Auge habe?«

»So?« erwiederte die Jüdin.

»Allerdings! . . . Habe Vertrauen zu mir, überlaß mir die ganze Leitung dieser Angelegenheit, und Du wirst sehen, daß ich die Summe, von der Du Dich so schwer trennen kannst, bald verzehnfache.«

Esther legte ihre schöne Hand an die Stirn und sagte:

»Zehnmal fünftausend Franken macht fünfzigtausend, wenn ich nicht irre?«

»Ganz recht. Du kannst so gut rechnen wie die Banquiers deines Glaubens.«

»Du versprichst mir also diese fünfzigtausend Franken?«

»Ja.«

»Werde ich sie bald bekommen?«

»Eher als Du es erwartest.«

»Nun gut,« sagte Esther nach kurzem Besinnen, »man muß Dir einmal in Allem nachgeben. So nimm denn die Banknoten . . . aber ich kann Dir sagen, daß es mir gerade so ist, als ob Du mir das Herz aus der Brust rissest.«

Indem sie hierauf Camelia die Bankbillets reichte, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu:

»Wenn Du wüßtest, in welcher ungeheuren Verlegenheit ich mich befinde und wie mir dieses Geld zu Statten kam!«

»Wie? Du bist in Verlegenheit, armes Kind?« erwiederte Camelia mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Theilnahme.

»Ja wohl!«

»In wiefern denn?«

»Denke Dir nur, gestern sind die Executoren bei mir gewesen!«

»Um Dich auszupfänden?«

»Ach ja!«

»Für wieviel?«

»Für fünfzehnhundert Franken.«

»Also werden deine Möbeln verkauft?«

»Wenn ich nicht bezahle, ganz gewiß.«

»Du sollst bezahlen.«

»Womit denn?«

»Mit den fünfzehnhundert Franken, welche René Dir diesen Abend mit wahrem Vergnügen bringen wird.«

»Ist das wahr?« rief Esther.

»Frage ihn selbst.«

»Wollen Sie dies wirklich für mich thun, mein kleiner René?« fragte die Jüdin den jungen Baron mit einem verführerischen Lächeln und einem bedeutungsvollen Blicke.

»Allerdings!« erwiederte René, »und zwar von Herzen gern, wie Camelia eben gesagt hat.«

Esther fiel ihm um den Hals.

»Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, daß ich Sie umarmt habe?« fragte sie nach dieser feurigen Liebkosung sehr naiv.

»Durchaus nicht, liebes Kind, im Gegentheil . . . Immer zu, geniren Sie sich nicht!«

Esther umarmte und küßte ihn von neuem.

Camelia sah ihr lachend zu.

René dachte im Stillen, daß er den Verlust seiner fünfzehnhundert Franken nicht bedauern werde.

»Das wäre wahrhaftig eine edle That,« hob die Jüdin wieder an, »und ich versichere Ihnen, daß meine Dankbarkeit keine Grenzen haben würde.«

Der Ausdruck ihres Blickes unterstrich gleichsam die letzten Worte.

»Darauf rechne ich auch,« entgegnete der Baron mit der nemlichen Betonung, und für sich setzte er schadenfroh hinzu:

»Der arme Heinrich! . . . zuerst seine Geliebte und dann seine Frau! . . . er hat wahrhaftig Ursache, mich als seinen treuesten Freund zu betrachten.«

»Nun,« sagte Esther, die wieder seelenvergnügt geworden war, seitdem sie die Gewißheit hatte, daß ihre Möbeln nicht verkauft werden würden, »da Ihr meiner nicht weiter bedürfet, will ich wieder gehen . . .«

»Du irrst Dich, meine Gute,« erwiederte Camelia, »wir brauchen Dich im Gegentheil sehr nothwendig, und Du wirst daher so gut seyn, noch ein wenig bei uns zu bleiben.«

»Nun, meinetwegen . . . das heißt, etwas zu essen mußt Du mir geben. Ich habe einen Rabenhunger, denn ich bin eben erst aufgestanden und habe noch nicht gefrühstückt.«

»In fünf Minuten speisen wir zusammen.«

»Gut, und dann?«

»Dann sollst Du einen Brief schreiben.«

»So?«

»Ja.«

»An wen denn?«

»Ich dächte, das wäre leicht zu errathen . . . an wen sonst als an den Grafen von Croi?«

»Das wird ein langweiliger Brief,« murmelte Esther mit einem verdrießlichen Gesicht vor sich hin; »ich weiß wahrhaftig nicht was ich ihm schreiben soll.«

»Du sollst auch weiter nichts thun, als das Concept, welches René und ich aufsetzen werden, so schön als Du kannst abschreiben.«

Esther lachte laut auf.

»Weißt Du, meine Liebe,« sagte sie dann, »wie ich mir vorkomme? . . . wie eine Marionette, deren Fäden Du in der Hand hast und welche Du nach deinem Gefallen in Bewegung setzest.«

»Das kann Dir gleichgiltig seyn,« erwiederte Camelia, »wenn nur das Spiel interessant ist, und Dir viel einträgt.«

»Du hast Recht, und ich will mich Dir auch ganz hingeben und Alles schreiben was Du verlangst.«

Die Meldung, daß aufgetragen sey, machte dem Gespräch für den Augenblick ein Ende.

Wir werden die Folgen dessen, was nach der Mahlzeit geschah, bald kennen lernen.

XXXIII.

Ein Donnerschlag.

Am folgenden Morgen gegen zehn Uhr, als Heinrich von Croi eben sein Zimmer verlassen wollte, um mit Bertha zu frühstücken, benachrichtigte ihn sein Kammerdiener, daß der Hausmeister um die Ehre bitten lasse, in einer Privataudienz empfangen zu werden.

Der Graf wunderte sich ein wenig über dieses Verlangen, das er sich nicht recht erklären konnte, ließ aber den Hausmeister sogleich hereinkommen.

Im nächsten Augenblicke trat Stanislaus Badouillard — so hieß der Mann — mit der Mütze in der Hand ein, und es war in seinen geistlosen Gesichtszügen ein demüthiger und zugleich geheimnißvoller Ausdruck deutlich zu erkennen.

Der Graf hatte bis dahin erst ein einziges Mal mit Badouillard gesprochen, und zwar zu der Zeit, als er seine Wohnung in der Rue-Tronchet ansah.

Bei dieser wie bei allen späteren Gelegenheiten hatte Badouillard gegen den Grafen stets eine kriechende Ehrerbietigkeit an den Tag gelegt, welche die Pariser Hausmeister immer gegen reiche Leute beobachten, die in ihrem Hause wohnen oder einziehen wollen.

Badouillard war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, verheirathet und Familienvater, klein und schwächlich, ein

wenig verwachsen und sehr nachläſſig in ſeinem Aeußern, auf das er nicht den mindeſten Werth legte.

Dies in phyſiſcher Beziehung.

In moraliſcher Hinſicht beſaß er alle verwerflichen Eigenſchaften und alle Untugenden, welche ſein Geſchlecht zu einer Wunde der ſocialen Ordnung machen.

Ganz beſonders war er im höchſten Grade geſchwätzig, neugierig, verleumderiſch und darauf verſeſſen, ſich in alle Geheimniſſe einzumiſchen und aus allen kleinen Scandalen Nutzen zu ziehen, die er lediglich zu dieſem Zwecke unter ſeinen Hausgenoſſen anzuſtiften bemüht war.

Badouillard würde ſich für den glücklichſten Menſchen auf Gottes Erde gehalten haben, wenn das Haus, in welchem er angeſtellt war, nur von Eheleuten bewohnt geweſen wäre, die einander gegenſeitig hintergingen.

Die Hoffnung, auf dieſe Art im Trüben fiſchen zu können und aus zwei Händen Geld zu ernten, würde ihn mit unausſprechlicher loſer Freude erfüllt haben; er würde dann überzeugt geweſen ſeyn, daß ſein Glück gemacht ſey, und daß er mit der Zeit Millionär werden müſſe.

Dieſer Menſch alſo trat mit ſeiner ſchmutzigen Mütze in der Hand bei dem Grafen ein.

Heinrich betrachtete ihn mit größerer Aufmerkſamkeit, als er ihm bisher geſchenkt hatte, und er empfand dabei einen unwillkürlichen Abſcheu, den er jedoch natürlich nicht bemerken ließ.

»Ihr habt gewünſcht mit mir zu ſprechen, Freund,« redete er ihn an; »womit kann ich Euch dienen?«

Auf dieſe Frage nahm Badouillard's Geſicht einen noch geheimnißvolleren Ausdruck an.

Er blickte im Zimmer umher, wie ein routinirter Verschwörer, der einen Lauscher fürchtet, und fragte dann mit absichtlich gedämpfter Stimme:

»Sind wir ganz allein, Herr Graf?«

»Allerdings,« antwortete Heinrich mit zunehmendem Erstaunen.

»Wissen Sie es gewiß?«

»Ja wohl.«

»Es kann uns also Niemand hören?«

»Nein doch!« rief der Graf, dem die Geduld ausging; »aber wozu diese Einleitung? was habt Ihr mir zu sagen?«

»Sie müssen wissen, Herr Graf, daß von etwas sehr Wichtigem die Rede ist, und wenn ich mich einmal mit einer Angelegenheit befasse, beobachte ich vor Allem Vorsicht und Discretion.«

»Kommt zur Sache, lieber Mann!« versetzte Herr von Croi; »was kümmert mich eure Discretion und Vorsicht?«

»O, sie sind wichtiger als der Herr Graf vermuthen können!« entgegnete der Hausmeister mit einem bedeutungsvollen Blicke.

Als er dann aus einer abermaligen Bewegung des Grafen erkannte, daß dessen Geduld wirklich zu Ende war, beeilte er sich hinzuzusetzen:

»Also die Sache ist die. Vor ungefähr einer halben Stunde sitze ich ganz ruhig in meiner Loge, damit beschäftigt . . . doch es ist unnöthig, daß ich Ihnen auseinandersetze womit ich eben beschäftigt war . . . da geht plötzlich meine Thür auf, und ich sehe einen eleganten Livréebedienten eintreten, der mich fragt:

»Wohnt der Herr Graf von Croi in diesem Hause?«

»Allerdings,« antwortete ich ihm.

»Sie sind der Hausmeister?«

»Ich habe die Ehre.«

»Ist der Graf jetzt anwesend?«

»Ich glaube, denn ich habe ihn noch nicht ausgehen sehen. Uebrigens können Sie sich bald davon überzeugen, wenn Sie hinauf gehen.«

»Nein, das will ich nicht.«

»Aber was wünschen Sie denn?«

»Ich habe hier einen Brief an den Herrn Grafen.«

»Von wem?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Da haben Sie Recht.«

»Er muß diesen Brief so bald als möglich erhalten.«

»Dies kann geschehen . . . ich will ihn sogleich dem Kammerdiener geben.«

»Nein, das dürfen Sie nicht.«

»So? warum denn nicht?«

»Weil er dem Herrn Grafen von Croi persönlich und unter Beobachtung des strengsten Geheimnisses übergeben werden muß. Es ist durchaus nöthig, daß keiner von seinen Leuten Kenntniß davon erhält, und am allerwenigsten darf es die Frau Gräfin erfahren.«

»Nun gut, er soll bestens besorgt werden.«

»Hier ist etwas für Ihre Bemühung.«

»Mit diesen Worten drückte mir der Bediente einen Napoleondor in die Hand und entfernte sich dann, nachdem er mir noch einmal die größte Vorsicht und Verschwiegenheit anempfohlen hatte. Deshalb,« setzte Badouillard hinzu,

»habe ich mir die Freiheit genommen, den Herrn Grafen zu stören.«

»Wo ist der Brief?« fragte Heinrich, dem ein Schauder durch den Körper rieselte.

»Hier,« antwortete der Hausmeister, indem er den Brief nicht ohne Mühe aus den Tiefen der Seitentasche seiner Jacke hervorzog und ihn dem Grafen ehrerbietig überreichte.

Die Aufschrift war von einer ihm unbekannten Hand.

Es war eine feine unregelmäßige Schrift, welche ohne Zweifel von der Hand einer Dame herrührte.

Der Brief verbreitete überdies auch einen starken Patschuligeruch.

Das weiße Siegel zeigte das Gepräge eines antiken geschnittenen Steines und stellte die Göttin der Narrheit, ihre Schellen bewegend, dar.

Der Graf konnte nicht zweifeln, daß der Brief von Esther kam und die Antwort auf den seinigen enthielt.

Er hatte also vergebens gehofft, daß diese Sache abgethan sey!

Es war ihm als ob das satinirte Couvert, welches er in der Hand hielt, einen Donnerkeil enthalten hätte.

Indessen bemühte er sich, möglichst ruhig und gefaßt zu bleiben.

»Es ist gut,« sagte er mit anscheinender Gleichgiltigkeit zu Badouillard; »ich weiß von wem der Brief ist und danke Euch für eure Gefälligkeit. Saget aber Niemanden etwas von der Sache, weil sie leicht übel gedeutet werden könnte, und nehmt dies für eure Bemühung . . .«

Mit diesen Worten gab er dem Hausmeister einen Louisdor.

Badouillard bückte seinen Glatzkopf fast bis zur Erde und murmelte im Stillen vor sich hin:

»Ein Louisdor und noch einer macht zwei, und zwei Louisdor sind ein ganz anständiger Lohn für die kleine Mühe, ins zweite Stockwerk hinaufzugehen. — Ich erlaube mir noch Sie zu fragen, Herr Graf,« setzte er laut hinzu, »was ich zu thun habe, im Falle mehre solcher Briefe eingehen sollten? . . .«

»Das Nemliche was Ihr heute gethan habt,« antwortete Heinrich; »aber Ihr werdet nicht nöthig haben, Euch noch einmal zu bemühen . . . es wird kein solcher Brief wieder an mich eingehen.«

Badouillard verbeugte sich noch einmal, verließ dann rückwärts gehend das Zimmer und eilte die Treppe hinunter, während er sich vergnügt die Hände rieb und dachte:

»Der Herr Graf hat Liebesintriguen . . . es wird mehr zu verdienen geben! . . . Vivat die Liebe! . . .«

Als der Graf wieder allein war, sank er, von dem Vorgefühl eines Unglücks, das er schon im Geiste über sich hereinbrechen sah, zu Boden gedrückt, in einen Lehnstuhl.

So vergingen mehre Minuten, während deren er den verhängnißvollen Brief in der Hand hielt und einen finstern Blick darauf heftete.

Aber es fehlte ihm an Muth und Entschlossenheit ihn öffnen.

Es schien ihm als würde aus diesem Briefe, wie aus einer Pandorabüchse alles mögliche Unheil hervorgehen.

Endlich faßte er sich ein Herz.

Schon berührte seine zitternde Hand das Siegel, um es zu erbrechen, da ließen sich im Nebenzimmer leichte Schritte vernehmen und eine sanfte Stimme fragte durch die Thür:

»Darf ich eintreten?«

Heinrich erkannte die Stimme seiner Gattin.

Er hatte kaum noch Zeit, den unglücklichen Brief, dessen Inhalt er noch nicht kannte, unter der Weste auf der Brust zu verbergen.

Dann stand er rasch auf, eilte an die Thür, die er selbst öffnete, und ließ Bertha ein.

Als Letztere ihn erblickte, konnte sie sich einer Regung von Erstaunen und Angst nicht enthalten.

»Du siehst ja recht blaß aus, lieber Heinrich!« rief sie aus. »Du bist doch nicht unwohl?«

»Nein, es ist nichts,« erwiederte Heinrich, indem er den ersten Vorwand, der ihm in den Sinn kam, benutzte, um seine veränderte Farbe zu motiviren; »ich hatte einen leichten Anfall von Schwindel, der aber rasch vorübergegangen ist.«

Bertha eilte an ihren Toilettentisch, nahm eine Flasche kölnisches Wasser heraus und benetzte damit die Stirn ihres Gatten.

»Wird Dir wieder besser?« fragte sie ihn nach einigen Augenblicken mit zärtlicher Besorgniß.

»Ja, jetzt ist mir wieder ganz wohl,« antwortete der

Graf, dessen gewöhnliche Farbe in der That nach und nach zurückkehrte.

»Gott sey gelobt!« sagte Bertha.

Nachdem sie sich vollkommen wieder beruhigt hatte, fuhr sie fort:

»Georg hat mir eben gesagt, der Hausmeister sey oben gewesen ... was wollte er denn?«

Diese unvermuthete Frage hätte den Grafen beinahe aus der Fassung gebracht.

Zum Glück aber verließ ihn die Geistesgegenwart nicht, und er antwortete ohne Besinnen:

»Er kam im Auftrage des Hauswirths, um mir zu sagen, daß sein Maurermeister, im Fall ich in unserer Wohnung einige Veränderungen vornehmen lassen wolle, in einigen Tagen zu mir kommen werde, um das Nähere darüber mit mir zu besprechen.«

Diese Antwort klang so wahrscheinlich, daß Bertha keinen Verdacht schöpfen konnte und auch kein Wort mehr über den Gegenstand hinzusetzte.

»Ich glaube das Frühstück wird aufgetragen seyn, lieber Heinrich,« sagte sie nun; »wenn es Dir genehm ist, wollen wir sogleich ins Speisezimmer gehen und nicht warten, bis Georg uns benachrichtigt.«

»Das wollen wir,« entgegnete der Graf; »komm, mein Kind.«

Mit diesen Worten bot er seiner Gattin den Arm und sie stützte sich sanft auf denselben.

»Dein Arm zittert ja!« rief sie fast augenblicklich; »kehrt dein Anfall von Schwindel etwa zurück?«

»Ich fühle mich in der That noch nicht ganz wohl,«

erwiederte der Graf; »aber beruhige Dich, während des Frühstücks wird es hoffentlich vorübergehen.«

Dann sagte er noch einmal:

»Komm, liebe Bertha!«

XXXIV.

Ein Brief.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß das Frühstück nichts weniger als heiter war und nicht lange dauerte.

Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Grafen, der von einer unbesiegbaren Angst gequält wurde, Bertha's Worten ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken, und ihr das unumgänglich Nöthige darauf zu erwiedern.

Mehr als einmal würden seine unzusammenhängenden Antworten, welche oft gar nicht auf die Fragen paßten, die Verwunderung und die Heiterkeit der jungen Gräfin erregt haben, hätte sie diese vorübergehende Zerstreutheit nicht der Unpäßlichkeit zugeschrieben, welche Heinrich vorgeschützt hatte.

Nur etwas war im Stande, einen Eindruck auf ihn zu machen und ihn auf einen Augenblick dem Nachsinnen, in das er versunken war, zu entreißen.

Es war die Frage Bertha's:

»Wie weit bist Du mit deinen Geschäften, lieber Heinrich?«

»Sie sind beendigt,« antwortete er.

»Nnn, auch ich bin eher fertig geworden als ich dachte. Ich habe schon gestern fast alle meine Bestellungen erledigt,

und will heute nur noch einige kleine Einkäufe machen. Es hindert uns daher nichts, unsere Abreise um einen Tag zu beschleunigen, und so wollen wir, wenn es Dir recht ist, schon morgen aufbrechen.«

»Ich bin vollkommen damit einverstanden,« rief der Graf mit lebhafter Freude, denn die sofortige Abreise dünkte ihm ein Rettungsbret, das er bereitwillig ergriff.

»Es bleibt also dabei?«

»Ja. Welche Stunde würde Dir die passendste seyn?«

»Die Mittagsstunde, wenn Du nichts dagegen hast.«

»Gut. Schlag zwölf Uhr sollen die Extrapostpferde hier seyn.«

»Nun, so sorge für dein Gepäck, meine Koffer sollen noch diesen Abend eingepackt werden.«

»Sey unbesorgt, liebes Kind, an mir soll es nicht fehlen.«

Nachdem dieser Gegenstand erschöpft war, versank Heinrich wieder in die finstern und schmerzlichen Gedanken, welche Bertha nicht zu verscheuchen vermochte.

Das Frühstück war zu Ende.

Der Graf hatte sehr wenig gegessen, und auch dieses Wenige mit sichtbarem Widerwillen.

»Wie befindest Du Dich jetzt, lieber Heinrich?« fragte ihn seine Gattin, als er vom Tische aufstand.

»Noch nicht so wohl als ich erwartet hätte; es ist mir als ob der Anfall von vorhin sich wiederholen würde.«

»Willst Du nicht nach dem Arzte schicken?« fragte Bertha mit ängstlicher Besorgniß.

»Nein, dies ist unnöthig . . . meine Unpäßlichkeit ist nichts als der Vorläufer der Migräne . . . ich bedarf nur einiger Ruhe.«

»Soll ich bei Dir bleiben?«

»Nein, ich danke Dir herzlich. Ich will in mein Zimmer gehen und versuchen, ob ich eine Stunde schlafen kann.«

»Ja, thue das; ich will unterdessen meine Einkäufe besorgen, damit unserer Abreise nichts mehr im Wege steht. Ich bin fest überzeugt, daß Du in der reinen Landluft, die wir nun bald auf unserer schönen Herrschaft genießen werden, von diesem abscheulichen Kopfweh verschont bleibst.«

»Das glaube ich auch,« versetzte Heinrich mit einem unterdrückten Seufzer.

Bertha umarmte ihren Gatten und da ihr in diesem Augenblicke gemeldet wurde, daß angespannt sey, schickte sie sich unverzüglich an, ihre kleinen Geschäfte vollends zu erledigen.

Der Graf ging in sein Schlafzimmer, verschloß sorgfältig alle Thüren und als er die Gewißheit hatte, daß er von Niemanden überrascht werden konnte, nahm er den Brief von Esther wieder hervor, um ihn zu erbrechen, und zündete ein Licht an, welches dazu dienen sollte, ihn in Asche zu verwandeln, sobald er von dem Inhalte desselben Kenntniß genommen hatte.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, zerriß er das Couvert mit zitternder Hand und klopfendem Herzen, als ob er sein Todesurtheil lesen sollte.

Das Erste was ihm in die Augen fiel, waren die Banknoten, welche er am vorigen Tage der Jüdin übersandt hatte. Er warf sie unwillig auf die Erde.

Dann entfaltete er den Brief.

Dieser Brief war sehr lang.

Wir kennen bereits die Verfasser, oder vielmehr die Verfasserin desselben, denn René hatte bei der Abfassung nur pro forma mitgewirkt.

Wir wollen ihn hier vollständig wiedergeben.

Er lautete folgendermaßen:

»Ich habe so eben Ihren Brief erhalten, lieber Freund, und obgleich er mir den einzigen, wirklichen und tiefen Kummer verursacht hat, den ich im Laufe meines ganzen fünfundzwanzigjährigen Lebens empfunden, so sehe ich doch sehr gut ein, daß ich nicht das Recht habe, mich weder darüber zu wundern, noch mich dadurch verletzt zu fühlen.

»Ach! seit zwei Tagen bin ich wie umgewandelt, und ich begreife jetzt, was ich bis jetzt nie habe begreifen können: daß die Demuth meine erste Pflicht ist.

»Als ich die kalten und geringschätzenden Zeilen las, in denen Sie als vornehmer, gebildeter Mann sich bemühen, höflich zu seyn und die Rücksichten gegen eine Dame, so tief sie auch stehen mag, nicht aus den Augen zu setzen, und besonders als ich das Geld erblickte, das Sie Ihrem Billet beizulegen für nöthig gehalten haben, bin ich in mich gegangen und bittere Reue hat sich meiner bemächtigt.

»Zum ersten Male, seit ich das Alter der Vernunft erreicht, habe ich einen klaren Blick in mein Herz geworfen, — und ich bin vor mir selbst erröthet, ich habe mich meiner Vergangenheit geschämt und ein tiefer Abscheu gegen meinen Lebenswandel hat mich ergriffen.

»Sie halten mich für ein verworfenes Geschöpf, Herr Graf, und Sie haben Recht, denn in der That, was bin ich bisher anders gewesen?...

»Sie schreiben an mich wie an ein Freudenmädchen, das in der speculativen Hoffnung auf Ihre Freigebigkeit sich Ihnen bei einem nächtlichen Gelage hingegeben hat, ohne zuvor den Preis zu bestimmen, wie ihres Gleichen zu thun pflegen.

»Ich wiederhole es, Herr Graf, Sie waren berechtigt zu dieser Annahme, und ich wundere mich weder darüber noch fühle ich mich dadurch beleidigt, obgleich Sie sich diesmal geirrt haben.

»Hingegeben habe ich mich allerdings, aber verkauft habe ich mich nicht.

»Nicht der Zufall hat uns zusammengeführt, sondern der mächtige Wille, dessen Namen ich nicht kenne und der die Geschicke der Menschen leitet.

»Dieser Wille hatte beschlossen, daß Sie ohne und fast gegen Ihren Willen mich finden sollten, um einem unglücklichen Geschöpf die Hand zu reichen, das in den Pfuhl der Sünde versunken war, welches aber fühlt, daß es sich durch die Liebe wieder aufrichten wird, denn ich liebe Sie . . . ich wage es, Sie zu lieben.

»Ja, ich liebe Sie, und ich schreibe es zitternd und mit Schamröthe auf der Stirn, denn Sie werden dieses Geständniß mit geringschätzendem und verachtendem Zorne lesen; aber ich werde Ihren Zorn und Ihre Verachtung ohne Murren ertragen. Die kühne Hoffnung, daß Sie mit der Zeit die unendliche Liebe, die Sie in mir geweckt haben, theilen werden, hält mich aufrecht.

»Ich baue auf die Zukunft, Heinrich, ich baue auf die Stärke und auf die Macht meiner Liebe, die alle Hindernisse überwinden wird, um zu Ihnen zu gelangen.

»Als Sie mich gestern Morgens verließen, als Sie aus meinen Armen entflohen, glaubten Sie, daß nur mein Körper Ihnen angehört habe; — Sie irrten sich, lieber Freund, Sie hatten mir mein Herz geraubt und es mit sich genommen.

»Mein Herz und meine Schönheit gehören hinfort Ihnen und werden nie einem Andern gehören, das schwöre ich hier bei dem Gedächtniß meiner Mutter, meiner armen Mutter, welche früh genug gestorben ist, um nicht den Schmerz zu erleben, sich ihrer Tochter schämen zu müssen.

»Sie sagen mir, daß Sie sich nicht allein angehören, daß ich Ihre Stellung und die Rücksichten kenne, die sie Ihnen gebietet, und daß ich eine momentane Schwäche, deren unfreiwillige Theilnehmerin ich gewesen, nicht mißbrauchen werde.

»Sie bitten mich, den Zufall zu vergessen, der uns zum ersten und letzten Male zusammengeführt hat, und Ihren Namen aus meinem Gedächtniß zu verwischen . . .

»Das hoffen Sie nicht, Heinrich!

»Ich liebe Sie, — damit ist alles gesagt.

»Was frage ich darnach, daß Sie verheirathet sind? . . . Was kümmern mich die Rücksichten, die Sie beobachten zu müssen glauben? . . .

»Wenn ich mich daran kehren sollte, müßten Sie mich vor allem erst hindern, Sie zu lieben.

»Ist es meine Schuld, daß Sie in einem momentanen Sinnenrausche mir glühende Worte zugeflüstert haben, die ich für Worte der Liebe gehalten und die den Weg zu meinem Herzen gefunden haben?

»Ist es meine Schuld, daß Sie mir angehört haben? . . .

»Jetzt ist es zu spät, um mich noch zurückzustoßen. . . Sie sind das einzige Glück meines Lebens, und ich werde mein Glück überall und durch alle Mittel verfolgen.

»Man stelle mir die Bedingung, daß ich sterben muß, nachdem ich Sie wieder gesehen, und ich werde mit Freuden darauf eingehen, — aber wieder sehen muß ich Sie.

»Mag Ihre Liebe mir den Tod bringen, ich frage nichts darnach, — aber haben muß ich Ihre Liebe.

»Sie haben mit Feuer gespielt und haben eine Flamme entzündet, deren Verheerungen Sie nun ertragen müssen. Nichts kann Sie mehr dagegen schützen.

»Es ist möglich, daß Sie vor der Liebe, die ich Ihnen hier schildere, erschrecken.

»Desto besser! denn wenn Sie mich fürchten, müssen Sie auch an mich denken.

»Ihr Haß wäre mir weit lieber als Ihre Gleichgiltigkeit, denn der Haß eines Mannes gegen eine Frau ist oft der Weg zur Liebe.

»Ich bin hinsichtlich meines Charakters und meiner Neigungen wie meiner Geburt fast eine Wilde.

»Es ist mir gesagt worden, daß maurisches Fürstenblut in meinen Adern fließt; ich stamme durch die Jüdin Rebekka von einem maurischen Könige, Namens Boabdil, ab, dessen Geliebte meine Ahnfrau war, welche von den Dichtern Spaniens besungen wird.

»Meine Leidenschaften sind unbezähmbar und Niemand hat mich die Kunst gelehrt, sie zu zügeln und sie unter das Joch der Vernunft und der Convenienz zu beugen.

»Was ich mir vorgenommen habe, das führe ich aus, sollte ich auch dabei zu Grunde gehen.

»Sie müssen mein Geliebter werden, und wenn Sie und die ganze Welt sich dem widersetzten!

»Kehren Sie zu mir zurück, Heinrich, so werde ich die Rücksichten beobachten, auf die Sie so großes Gewicht legen. Ich werde die Vorurtheile der Welt nicht verachten und Ihnen die Mittel an die Hand geben, um unser Verhältniß mit einem undurchdringlichen Schleier zu umgeben.

»Sollten Sie aber kein Mitleid mit mir haben, sollten Sie darauf beharren, mich zu fliehen . . . dann hüten Sie sich!

»Ich wiederhole es Ihnen, ein unauflösliches Band kettet uns aneinander und meine Liebe wird dem heftigsten Hasse gleichkommen.

»Ich werde Ihren ganzen Lebensfrieden zerstören, ich werde das Glück Ihrer Ehe vernichten, ich werde Sie so unglücklich machen, daß Sie endlich zu mir kommen müssen, um mich um Frieden zu bitten und bei mir Trost zu suchen, den meine Liebe Ihnen gewähren kann.«

»Wiegen Sie sich nicht in der trügerischen Hoffnung, daß Sie meine Nähe fliehen können, indem Sie sich von Paris entfernen.

»Wohin Sie auch gehen mögen, ich folge Ihnen und werde mich nicht scheuen, Sie selbst unter den Bäumen des alten Schlosses, dessen Namen Sie führen, von Ihrer Gattin zu verlangen.

»Ich fürchte den Scandal eben so wenig wie die Seemöve den Sturm.

»Ich will Sie besitzen und ich werde Sie besitzen, das ist so wahr und so gewiß als ich Sie liebe.

»Also noch einmal, Heinrich, kommen Sie, ich erwarte Sie.

»Kommen Sie aber nicht, dann nehmen Sie sich in Acht, zum letzten Male rufe ich Ihnen zu: dann hüten Sie sich vor mir, die Sie liebt und sich nennt

»Ihre Esther.«

XXV.

Ein Freund.

Der Eindruck, den dieser sonderbare Brief auf den Grafen machte, war niederschmetternd.

Camelia's Berechnungen waren richtig gewesen.

In ihrer höllischen Kenntniß aller Falten des menschlichen Herzens hatte sie die ärgsten Uebertreibungen nicht gescheut, um einen heftigeren und entscheidenderen Schlag zu führen.

Sie war fest überzeugt, daß die augenblickliche Verwirrung, welche in den Geisteskräften des Grafen von Croi unfehlbar entstehen mußte, ihm nicht erlauben würde, das Unzusammenhängende und Unsinnige dieses monströsen Briefes zu bemerken.

Sie irrte sich nicht.

Heinrich wunderte sich durchaus nicht, daß die demüthige und reuige Sünderin, die büßende Magdalena der ersten Seiten, auf der letzten eine drohende Messaline geworden war.

Er bemerkte weder den schwülstigen Styl, noch den lächerlichen hohlen Bombast der Gefühle, welcher dem Pathos der erbärmlichsten Melodramen entlehnt zu seyn schien.

Er sah und erkannte nur das Eine: daß Esther ihn liebte oder wenigstens zu lieben behauptete, daß sie, wie sie selbst sagte, keinen Eclat, keinen Scandal scheuen, daß sie ihn stets und überall rastlos verfolgen würde, daß sein Lebensfrieden zerstört war und daß hinfort ein unvermeidliches furchtbares Unglück an einem Haare über seinem Haupte schwebte wie ein Damoklesschwert.

Jeder Andere, der mehr Welt- und Menschenkenntniß gehabt hätte als der Graf, würde in einem solchen Falle den Brief der angeblichen maurischen Königstochter ohne weiteres dem nächsten Polizeicommissär übergeben haben.

Die freche Courtisane würde sofort citirt worden seyn und die Drohung, sie ins Arbeitshaus zu schicken, würde gewiß als kräftiges Beruhigungsmittel auf sie gewirkt haben.

Heinrich dachte nicht einmal daran.

Im ersten Augenblicke war das verhängnißvolle Papier seinen Händen entfallen und es lag vor ihm auf dem Teppiche.

Er hob es auf, zündete es an dem Lichte an, und als nur noch ein wenig graue Asche davon übrig war, sank er, körperlich und geistig wie vernichtet, in einen Lehnstuhl.

Er versuchte über seine Lage nachzudenken, aber es wollte ihm nicht gelingen; seine Gedanken waren nur ein verworrenes Chaos.

Seine Lage war auch in der That, von seinem Standpunkte aus betrachtet, entsetzlich.

Es gab keinen Ausweg, kein Rettungsmittel, nichts, nichts!

Reiste er ab, so hatte er zu erwarten, daß Esther ihn verfolgte, wie ein Raubthier seine Beute.

Blieb er, so wußte er nicht, was er Bertha antworten sollte, die ihm nur unter der Bedingung verziehen hatte, daß er am folgenden Tage Paris mit ihr verließ.

Heinrichs Kopf wurde von einem Schwindel ergriffen, ähnlich dem, der einem Schlaganfalle vorauszugehen pflegt, und ein dumpfes Brausen ertönte in seinen Ohren.

Er ahnte, daß er in Ohnmacht fallen würde.

Er wollte um Hilfe rufen und ging taumelnd wie ein Betrunkener an die Thür, die er vor einem Augenblicke sorgfältig verschlossen hatte und welche er nur mit Mühe wieder zu öffnen vermochte.

Dann aber verließen ihn die Kräfte und er konnte nicht weiter.

Es war ihm, als ob die Möbeln und Wände um ihn her eine fürchterliche Runde tanzten.

Er streckte die Arme aus, um sich anzuhalten, und seine Hände trafen nur die Luft.

Es war ihm, als ob der Boden unter ihm einsänke . . . er stürzte nieder und verlor die Besinnung.

Als Heinrich wieder zu sich kam, bemerkte er, daß er in seinem Bette lag.

Sein Kopf war mit kalten Wasserumschlägen fest verbunden.

Bertha saß leichenblaß und mit unordentlichen Haaren neben ihm und weinte stille Thränen.

Der Graf machte einen Versuch, sich aufzurichten. Er war aber so schwach, daß er kaum ein Glied bewegen konnte.

»Bertha . . .« sagte er mit erloschener Stimme.

Die Gräfin blickte mit einem Freudenschrei auf.

»Er spricht!« lispelte sie dann! »er spricht! . . . er erkennt mich!«

Dann fiel sie neben dem Bett auf die Knie, ergriff eine Hand ihres Gatten, und bedeckte sie lange mit Küssen und Thränen.

Der Geist des Grafen war noch von einem Nebelschleier umfangen und er wußte noch nicht recht, was um ihn her geschah.

Wir müssen jetzt unseren Lesern einige Umstände mittheilen, welche Heinrich eben so wenig kannte als sie.

Seit neun Tagen schwebte der unglückliche junge Mann zwischen Leben und Tod.

Als Bertha ihre kleinen Geschäfte, derentwegen sie ausgefahren war, besorgt hatte und wieder nach Hause kam, hatte sie ihn besinnungslos auf dem Fußteppich seines Schlafzimmers gefunden.

Auf das Geschrei der entsetzten jungen Frau waren sogleich die Dienstleute herbeigekommen, und ein auf der Stelle herbeigerufener Arzt hatte einen starken Aderlaß angewendet, dessen gute Wirkung nicht lange ausblieb.

Heinrich schlug die Augen auf, aber mit dem Gebrauche seiner Sinne war der Gebrauch seiner Geisteskräfte nicht zurückgekehrt.

Ein heftiges Nervenfieber brach aus und der Kranke phantasirte entsetzlich.

So folgten, wir wiederholen es, neun Tage lang die furchtbarsten Krisen aufeinander.

Die berühmtesten Aerzte von Paris, welche zu Rathe gezogen wurden, standen für nichts.

Kein Lichtstrahl fiel in die dichte Finsterniß, welche den Geist des Grafen umhüllte.

Während der Anfälle von Delirium sprach er unzusammenhängende Worte und verworrene Sätze, in denen unmöglich ein Sinn zu entdecken war.

In dem Augenblicke wo wir zu dem Grafen zurückkehren, hatte die Krankheit den Wendepunkt erreicht, bei dem sie entweder weichen oder siegen mußte.

Heinrichs kräftige Constitution trug den Sieg davon. Er war gerettet.

Sobald der Graf dies Alles erfahren hatte und seine Erinnerungen in Masse zurückkehrten, fragte er, was während seiner Krankheit geschehen sey.

Bertha's Antworten lauteten befriedigend.

Es war in den neun Tagen nichts vorgefallen, was die Besorgnisse des Grafen hätte rechtfertigen können.

René von Savenay hatte sich täglich zwei-, auch dreimal nach seinem Befinden erkundigt; Bertha aber hatte ihn nie vorgelassen.

»Es ist nur ein Waffenstillstand!« dachte Heinrich; »da die Jüdin wußte, daß ich dem Tode nahe war, hat sie mich nicht stören wollen . . . Aber jetzt! . . . jetzt! . . .«

Um der Last der entsetzlichen Ahnungen, die auf ihn einstürmten, nicht zu erliegen, gab er Befehl, daß der Baron von Savenay, wenn er am folgenden Tage kam, zu ihm eingelassen werden sollte.

Dieser Befehl wurde genau befolgt.

Bertha war bei ihrem Gatten als René ankam; sie entfernte sich aber sogleich, damit die beiden Männer ungestört mit einander sprechen konnten.

Sobald der junge Baron sich mit dem Grafen allein befand, nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an.

Er trat ans Bett des Kranken, ergriff seine Hand und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

»O, lieber Freund, werden Sie mir je das Böse verzeihen, das ich Ihnen zugefügt habe, ohne es zu wollen und ohne die Folgen vorauszusehen?«

»Wie, Sie wissen? . . .« entgegnete Heinrich mit schwacher Stimme.

»Ich weiß,« fuhr René fort, »daß der furchtbare Schlag, der Sie getroffen hat, eine Folge jenes unheilvollen Soupers ist, und ich werde mir zeitlebens Vorwürfe deshalb machen, daß ich Sie veranlaßt habe, daran Theil zu nehmen.«

»Esther hat also gesprochen?«

»Ja, sie hat Camelia den Brief gezeigt, den Sie an sie geschrieben haben, sie hat ihr gesagt, was sie Ihnen darauf geantwortet, und diesem wahnsinnigen Briefe schreibe ich die Katastrophe zu, die mir so heftigen Kummer und so bittere Reue verursacht. Nicht wahr, ich irre mich nicht, lieber Freund?«

»Nein,« antwortete der Graf, »leider irren Sie sich nicht!«

Es trat eine Pause ein; dann fragte Heinrich:

»Und dieses Weib? . . . diese Esther? . . .«

»Das unglückliche Geschöpf hat Ihnen leider die volle Wahrheit gesagt,« erwiederte René; »sie liebt Sie, sie liebt Sie mit einer grenzenlosen Leidenschaft, die an Wahnsinn streift.«

Der Graf fuhr convulsivisch zusammen.

»Als sie hörte, was Ihnen begegnet war,« sprach René weiter, »wollte sie sich das Leben nehmen und sie machte einen Versuch, sich durch Aether zu vergiften. Sie hat fürchterliche Schmerzen gelitten, die kalte Hand des Todes hatte sie bereits ergriffen und nur mit großer Mühe ist es noch gelungen, sie zu retten.«

»O, mein Gott!« dachte Heinrich in einer Regung von wildem Egoismus, den seine Lage vielleicht entschuldigte, »warum ist sie nicht gestorben! . . .«

»Es bedurfte des ganzen Einflusses, den Camelia auf Esther ausübt,« fuhr der Baron fort, »ja ich kann Ihnen sogar sagen, daß es meines fast drohenden Einschreitens bedurfte, um sie zu verhindern, einen unerhörten Scandal herbeizuführen, indem sie es versuchte, zu Ihnen zu gelangen. Sie behauptete, man verschweige ihr Ihren wirklichen Zustand; sie wollte durchaus zu Ihnen, sich an Ihrem Bett einen Dolch in die Brust zu stoßen, wenn Sie sterben sollten . . . kurz, die unglaublichsten, wahnsinnigsten Thorheiten! . . . Wenn ich in Ihre Wohnung ging, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, erwartete sie meine Zurückkunft unten auf der Straße in einem Wagen, und ich mußte sie durch meinen alten Kammerdiener bewachen lassen, damit ich die Gewißheit hatte, daß sie mir nicht folgte.«

Während René so sprach, durchschauerte ein nervöses Zittern den ganzen Körper des Grafen.

»Dieses Mädchen gibt also die Pläne nicht auf, von denen sie in ihren Briefen spricht, der mir fast das Leben gekostet hätte?« fragte er mit schwacher Stimme, als René geendigt hatte.

Der Baron schlug die Augen nieder und antwortete nicht auf diese Frage.

Sein Stillschweigen war bezeichnender als alle Worte. Heinrich erkannte dies wohl, denn er bedeckte das Gesicht mit seinen abgemagerten Händen und rief in verzweiflungsvollem Tone aus:

»Mein Gott! mein Gott! . . . wie soll das enden? . . .«

»Lieber Freund,« sagte der Baron in eindringlichem Tone, »um des Himmels willen, beruhigen Sie sich und denken Sie an Ihre noch schwankende Gesundheit und an Ihre Lieben, ich bitte Sie inständigst darum! . . . Ich allein bin Schuld an dem ganzen Unglück und mir kommt es daher zu, es wieder gut zu machen.«

Heinrich sah seinen falschen Freund mit einem fast irren Blicke an.

»Sie wollen es wieder gut machen?« wiederholte er; »ist das noch möglich?«

»Ja,« antwortete der Baron, »es ist möglich, und ich hoffe es Ihnen bald zu beweisen.«

Ein vorübergehender Strahl von Freude blitzte in den Augen des Kranken.

XXXVI.

Des Feuers Antheil.

Dieser Strahl glich dem Blitze, der bei einem Gewitter das nächtliche Dunkel auf einen Augenblick erhellt; die darauf wieder eintretende Finsterniß schien dichter zu seyn als zuvor.

»Sie sagen also, daß es sich wieder gut machen läßt?« fragte Heinrich noch einmal mit einem Ausdrucke völliger Muthlosigkeit; »aber wie wird dies möglich seyn?«

»Sie sind jetzt noch viel zu schwach und angegriffen, lieber Freund,« entgegnete René, »als daß Sie mich mit der nöthigen Ruhe anhören können. Erholen Sie sich erst, werden Sie ruhiger und gesund, dann wollen wir weiter davon sprechen. Sie kennen mich hinreichend, um überzeugt zu seyn, daß ich Sie nicht hintergehen werde . . . ich stehe Ihnen für die Zukunft.«

Heinrich reichte dem Baron seine bleiche, magere Hand.

»Ja, René,« flüsterte er, »thun Sie das . . . thun Sie das, lieber Freund . . . Sie können es thun, denn ich vergebe Ihnen aus dem Grunde meines Herzens alles Unglück, dessen unschuldiger Urheber Sie sind.«

René fuhr mit der Hand über die Augen, als ob er eine Thräne trocknen wollte, die nicht vorhanden war.

Dann drückte er mit heuchlerischer Innigkeit die Hand, welche Heinrich ihm reichte, und sagte zu ihm:

»Leben Sie wohl, theurer Freund . . . ich sehe Sie bald wieder.«

»Sie wollen schon gehen?«

»Ja.«

»Warum denn?«

»Weil ich für Sie wirken will.«

»Wann sehe ich Sie wieder?«

»Alle Tage.«

»Also morgen?«

»Ja, verlassen Sie sich darauf.«

René entfernte sich.

Von dem Augenblicke dieses Besuchs an schien der Graf von Croi wieder aufzuleben und seine Kräfte kehrten mit einer fast wunderbaren Schnelligkeit zurück.

Dies kam daher, weil René die schwere Last von seinem Herzen genommen hatte, die ihn zu Boden drückte. Er hatte dem Grafen den wohlthätigen Trank gereicht, den man die Hoffnung nennt.

Diese Hoffnung war zwar noch sehr ungewiß und schwankend und Heinrich wußte eben so wenig, was er Gutes zu erwarten hatte, noch worauf sich die Zusicherungen des Barons gründeten; aber der Graf glich einem ins Wasser Gefallenen, der nicht schwimmen kann und der, sobald man ihm ein Seil zuwirft, um ihn ans Ufer zu ziehen, schon gerettet zu seyn glaubt und nicht bedenkt, daß das Seil seinen Händen wieder entschlüpfen kann.

René besuchte den Grafen am nächsten und an den folgenden Tagen wieder, und Letzterer drang jedesmal in ihn,

daß er sich über die bewußte Angelegenheit näher aussprechen solle, aber immer ohne Erfolg.

Der Baron antwortete ihm stets, daß er sich erst nach vollständiger Genesung seines Freundes darüber erklären werde.

Angesichts der beständigen und anscheinend aufrichtigen Theilnahme, welche René gegen den Grafen an den Tag legte, verschwand auch Bertha's ungünstige Meinung über den jungen Roué mehr und mehr.

Es war ihr als ob durch die Zuneigung, die er für ihren Gatten empfand oder wenigstens zu empfinden schien, ein Band gemeinschaftlicher Sympathie zwischen ihm und ihr entstanden wäre.

Ihr Benehmen gegen ihn modificirte sich daher unmerklich und wurde allmälig wohlwollend, ja fast vertraulich.

So verging eine Woche.

Nach Verlauf dieser Zeit konnte Heinrich zum ersten Male aufstehen und im Zimmer umhergehen.

Sein Körper hatte, obgleich er noch immer angegriffen war, die frühere Kraft und Gelenkigkeit zum Theil wieder erlangt; sein Gesicht bekam nach und nach die frische Farbe der Gesundheit wieder.

»Jetzt, lieber Freund,« sagte er an diesem Tage zu René, als der junge Mann zur gewohnten Zeit ankam und als Bertha sie Beide allein gelassen hatte, »jetzt bin ich wieder gesund und stark, und Sie haben also keinen Grund mehr, um noch länger zu schweigen.«

»Ich hatte mir auch schon vorgenommen, heute mit Ihnen zu sprechen,« entgegnete René.

»Das freut mich,« sagte der Graf.

Beide setzten sich hierauf nieder und der Baron hob an:

»Vor Allem bitte ich Sie, lieber Freund, daß Sie mich ruhig anhören und nicht über jedes meiner Worte erschrecken, von denen manche, wie ich zu befürchten Ursache habe, Bedenken in Ihnen hervorrufen und Ihr Gewissen beunruhigen werden. Wenn es nur einen Weg gibt, um ein nothwendiges Ziel zu erreichen, so muß man diesen einschlagen; dies werden Sie gewiß so gut einsehen wie ich.«

»Allerdings,« erwiederte der Graf.

»Wollen Sie mir also versprechen, mich mit Ruhe und Geduld anzuhören?«

»Ja, ich verspreche es Ihnen.«

»Nun gut. Ich beginne mit einem Gleichniß, welches Ihnen meiner Ansicht nach die Sache, um die es sich handelt, am besten klar machen wird. Ich nehme an, daß in einer großen Stadt eine Feuersbrunst entsteht, welche Alles zu verheeren droht und weder Kirchen, noch Paläste, noch Museen verschont; was müßte Ihrer Meinung nach in diesem Falle geschehen, um die geheiligten Denkmäler des Königthums, der Religion und der Kunst gegen die Wuth des zerstörenden Elements zu schützen? . . .«

René hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten.

»Man müßte,« sagte Heinrich, der noch nicht wußte wo der Baron hinaus wollte, »wenn anders dies überhaupt möglich ist, das Feuer isoliren und auf einen möglichst kleinen Raum beschränken, um es leichter bewältigen zu können.«

»Und was würden Sie zu dem Ende thun?«

»Ich würde in der nächsten Umgebung der Feuerstätte Alles niederreißen lassen, was den Flammen Nahrung darbieten kann.«

»Sie würden also mehre Häuser aufopfern?«

»Allerdings.«

»Vielleicht einen ganzen Stadttheil, wenn es nöthig wäre?«

»Gewiß, unbedenklich.«

»Das wäre hart!«

»Mag seyn; aber ohne diese nützliche Härte würde das Feuer immer weiter um sich greifen und am Ende die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln.«

»Und wissen Sie, wie man die heilsame und schützende Maßregel nennt, von der Sie eben gesprochen haben?«

»Jedermann weiß, daß man es den Antheil des Feuers nennt.«

René konnte eine triumphirende Bewegung nicht unterdrücken.

»Nun wohl, lieber Freund,« sagte er, »was Sie bei einer Feuersbrunst ohne Besinnen thun würden, das müssen Sie jetzt zu Ihrem eigenen Wohle thun.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Graf.

»Sie müssen,« fuhr René fort, »Ihr Leben um jeden Preis gegen das ihm drohende Unheil schützen; Sie müssen mit einem Worte dem Feuer seinen Antheil geben.«

»Wie so?«

»Sie müssen Esther wiedersehen,« antwortete der Baron kurz und entschieden.

Heinrich erschrak und ein Ausdruck von Entsetzen sprach aus seinen Gesichtszügen.

»Nein; das kann nie geschehen!« rief er aus.

»Sie haben mir versprochen, mich nicht zu unterbrechen,« fuhr René fort; »also lassen Sie mich ausreden, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe.«

Als der Graf ihm hierauf durch einen Wink zu verstehen gab, daß er ihn weiter anhörte, hob er wieder an:

»Ich habe nach dem unglücklichen Souper, das ich um jeden Preis ungeschehen machen möchte, Esther jeden Tag gesehen und mich dadurch leider überzeugt, daß das was ich Ihnen vor acht Tagen gesagt habe, noch eben so wahr ist als damals.

»Dieses Geschöpf liebt Sie mit einer rasenden Leidenschaft, welche der hysterischen Wuth einer Löwin in der Wüste gleicht.

»Allein ich kenne die Jüdin und weiß, daß ihre Leidenschaft nur ein Strohfeuer ist, das, sobald die wenige Nahrung, die es in sich selbst findet, verzehrt ist, so vollständig erlischt, daß nicht ein Funke unter der Asche zurückbleibt.

»Die ganze Geschichte ist eigentlich nichts als eine Geduldsache.

»Gegenwärtig ist das diabolische Weib, dem Sie den Kopf verrückt haben, der wahnsinnigsten Thorheiten fähig, um sich Ihnen zu nähern.

»In acht Tagen vielleicht wird sie sich nicht einmal Ihres Namens mehr erinnern.

»Sie sehen also, daß die Hauptsache, auf welche Alles ankommt, darin besteht, daß Sie sie hinhalten und vertrösten, damit sie keine Ursache hat, ihre gefährlichen Extravaganzen, die Ihre Ruhe und Ihr Lebensglück bedrohen, auszuführen.

»Kennen Sie in einem Falle wie der vorliegende ein anderes und besseres Mittel als Zeit zu gewinnen und anscheinend etwas zu bewilligen?

»Ich wiederhole es, in Ihrer Lage ist das einzig

wirksame Mittel, daß Sie dem Feuer seinen Antheil preis geben.

»Wenn Sie darauf beharren, der Jüdin jede Hoffnung zu rauben, steigern Sie ihre exaltirte Liebe, welche bei weitem mehr in ihrem Kopfe und in ihren Sinnen wurzelt als im Herzen, bis zum Wahnsinn.

»Können Sie sich dagegen entschließen, zu ihr zurückzukehren, so wird jede Gefahr verschwinden und die Flamme wird Aehnlichkeit mit dem Wasser haben, welches in einem Kessel durch Sieden verdampft.

»Dies ist es, was ich Ihnen sagen wollte, es ist das einzige Mittel, das ich Ihnen an die Hand geben kann. Ueberlegen Sie, lieber Freund, denken Sie reiflich darüber nach, und entscheiden Sie sich bald.«

Der Graf von Croi hatte René's geschickte Sophismen mit großer Aufmerksamkeit angehört.

Als Letzterer seine Rede beendigt, deren Entwurf ihm Camelia geliefert hatte, legte Heinrich den Kopf in die Hand und versank in Nachsinnen.

Als er wieder aufblickte, schien er sich der Meinung des Barons zum Theil angeschlossen zu haben, denn er sagte mit langsamer und ein wenig unsicherer Stimme:

»Angenommen, daß Ihr Vorschlag wirklich der einzige Rettungsweg ist, der mir übrig bleibt, so stoßen wir doch sogleich bei dem ersten Schritte auf ein Hinderniß, dessen Beseitigung materiell unmöglich ist.«

»Worin besteht dies?« fragte René lebhaft.

»Hören Sie.«

Heinrich erzählte nun René den Auftritt, den er in Folge des Soupers bei Camelia mit seiner Gattin gehabt hatte, und theilte ihm auch sein ihr gegebens Versprechen

bezüglich der Abreise mit, welche nur durch die unerwartete gefährliche Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, verzögert worden war.

Es dünkte dem Grafen unmöglich, den Zeitpunkt der Abreise weiter hinauszuschieben als bis zu dem Augenblicke seiner vollständigen Wiedergenesung.

Wenn er sich weigerte, um diese Zeit abzureisen, mußte er sich seiner Ansicht nach eben so gewiß compromittiren wie durch einen offenen Scandal.

»Weiter ist es nichts?« fragte René.

»Ich dächte doch, dies wäre mehr als genug, lieber Freund,« entgegnete der Graf.

»Sie machen sich ganz unnöthige Sorgen, mein Theurer,« versetzte der Baron; »überlassen Sie mir die Sache, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß binnen hier und drei Tagen Ihre Frau selbst Sie bitten wird, noch in Paris zu bleiben.«

Heinrich sah den jungen Mann mit einem fast komischen Erstaunen an.

»Was ist Ihr Plan?« fragte er dann.

»Es ist unnöthig, daß ich mich jetzt darüber ausspreche,« erwiederte René; »nur vergessen Sie nicht, der Gräfin schon heute zu sagen, daß Sie sich wieder ganz wohl fühlen und daß Ihnen sehr darum zu thun sey, Paris wo möglich auf der Stelle zu verlassen.«

Das Erstaunen des Grafen nahm immer mehr zu.

Er war ganz ernstlich in Zweifel, ob René bei Verstande sey oder nicht.

Letzterer konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, da er ahnte, was in dem Grafen vorging.

»Auf baldiges Wiedersehen,« sagte er, ihm die Hand drückend, »thun Sie was ich Ihnen gerathen habe, seyen Sie ganz ruhig und vertrauen Sie mir; es wird Alles gut gehen.«

Nach diesen Worten entfernte er sich, um zu Camelia zu gehen und ihr von dem Resultate seines Besuchs Bericht abzustatten.

XXXVII.

Blätter aus Bertha's Tagebuche.

Die drei Tage waren noch nicht verflossen, als René's Vermuthungen sich zum großen Erstaunen des Grafen von Croi schon verwirklichten.

Als er am Morgen des zweiten Tages gegen Bertha den Wunsch und die Hoffnung aussprach, Paris baldmöglichst zu verlassen, unterbrach sie ihn, indem sie mit einem Lächeln, dessen wehmüthigen Ausdruck selbst ein erfahreneres Auge als das des Grafen nicht bemerkt haben würde, zu ihm sagte:

»Daran wollen wir nicht mehr denken, lieber Heinrich. Mein sehnliches Verlangen, die Hauptstadt zu verlassen, das mich vor einigen Tagen quälte, war kindisch und durch Ueberlegung bin ich glücklicherweise zu der Einsicht gekommen, daß es nichts als eine eigensinnige Laune war. Ich war wirklich thöricht; jetzt aber bin ich wieder verständig geworden. Wir wollen daher, wenn es Dir genehm ist, unsere ursprünglichen Pläne nicht ändern und erst zu d[e]

Zeit, die wir früher festgesetzt hatten, nach Croi zurückkehren.«

Heinrich machte pro forma noch Einwendungen dagegen.

Bertha wich keinen Zollbreit von dem neuen Terrain, das sie gewählt hatte.

Der Graf drang eben nur so weit in sie, daß es den Anschein bekam, als ob er ihr durch seine Nachgiebigkeit ein kleines Opfer brächte.

Nachdem er sich den unvermutheten Wünschen seiner Gattin vollständig gefügt hatte, bat er sie dringend um Angabe der Beweggründe ihrer plötzlichen Sinnesänderung.

Bertha aber war nicht dazu zu bewegen.

Ein neues Bruchstück aus dem Tagebuche der jungen Gräfin wird uns dieses Räthsel lösen.

»Dinstag, zehn Uhr Abends.

. . . .

»Ich weiß nicht welchen Namen ich dem sonderbaren Verhängniß geben soll, das über mir waltet und mich seit einiger Zeit mit so unglaublicher Hartnäckigkeit verfolgt.

»Kaum bricht ein Sonnenstrahl durch meinen düstern Himmel, so rollt auch schon wieder der Donner in dem schwarzen Gewölk.

»Kaum hat sich ein Unglück von mir entfernt, so tritt ein neues und furchtbareres an dessen Stelle.

»Zuerst quälte mich die Eifersucht.

»Auf diese instinctive Eifersucht folgte eine hoffnungslose Gewißheit.

»Dann glaubte ich während einer Ewigkeit von acht Tagen, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute,

von Secunde zu Secunde, daß ich meinen Mann nur wiedergefunden habe, um ihn noch gewisser zu verlieren, und daß er in meinen Armen verscheiden werde.

»Und jetzt, da auch diese Gefahr vorüber ist und mein Herz sich wieder der Freude und der Hoffnung hingab, werden Freude und Hoffnung abermals durch Angst und Kummer verdrängt!

. . . .

»Diesen Morgen stattete der Doctor L. A..., einer der geschicktesten und berühmtesten Aerzte von Paris, meinem Manne in meiner Anwesenheit seinen täglichen Besuch ab und versicherte ihm aufs neue, daß er völlig hergestellt sey und von heute an seine gewohnte Lebensweise wieder beginnen könne.

»Während aber der Doctor A. dies sagte, gab er mir einen Wink, dessen Bedeutung ich nicht verstand.

»Um Aufklärung darüber zu erhalten, verließ ich gleichzeitig mit dem Arzte Heinrichs Zimmer.

»Frau Gräfin,« sagte er zu mir, sobald ich die Thür hinter uns verschlossen hatte, »ich muß durchaus einige Worte mit Ihnen sprechen.«

»In Betreff meines Mannes?« fragte ich mit hochklopfendem Herzen.

»Ja, Madame.«

»Ist es sehr wichtig?«

»Ich glaube wenigstens.«

»Dann kommen Sie mit mir, Herr Doctor, ich will Sie auf der Stelle anhören.«

»Wir gingen in mein Boudoir.

»Nun, was haben Sie mir zu sagen, Herr Doctor!« rief ich aus, sobald wir eingetreten waren.

»Es können Umstände eintreten, Frau Gräfin,« antwortete er mir mit einem feierlichen Ernste, der mich erschreckte, »in denen der gewissenhafte Arzt verpflichtet ist, seinen Kranken oder wenigstens ihren nächsten Angehörigen die ganze Wahrheit ohne Rückhalt zu sagen . . .«

»Diese Einleitung vermehrte noch meine Besorgnisse.

»Ich hatte kaum die Kraft, mit schwacher Stimme zu fragen:

»Ist mein Mann noch krank? ist er noch nicht so gesund, wie Sie sagten und wie ich glaubte?«

»Der Doctor schüttelte auf eine eigenthümliche Weise den Kopf, die mich in Zweifel ließ, ob er meine Frage bejahte oder verneinte.

»Ich habe keine Unwahrheit gesagt, Frau Gräfin,« erwiederte er mir dann, »als ich vorhin Ihrem Herrn Gemal versicherte, daß er außer Gefahr sey und daß er seinen gewohnten Beschäftigungen wieder nachgehen und seine frühere Lebensweise wieder beginnen könne; allein ich würde nicht aufrichtig gegen Sie seyn, wenn ich Ihnen versicherte, daß dieser Zustand von Dauer seyn wird.«

»Sie fürchten also einen Rückfall, Herr Doctor?« rief ich aus.

»Ja, Madame.«

»Würde ein solcher gefährlich seyn?«

»Er würde, wenn er einträte, aller Wahrscheinlichkeit nach den Tod zur Folge haben.«

»Als der Arzt hierauf sah, daß ich die Farbe veränderte, und Grund zu der Befürchtung zu haben glaubte, daß diese unerwartete Mittheilung mich zu heftig erschüttern werde, setzte er sogleich hinzu:

»Ich kann Ihnen jedoch die beruhigende Versicherung geben, Frau Gräfin, daß ich die Gewißheit habe, einem solchen Rückfalle, von dem ich die schlimmsten Folgen befürchte, vorbeugen zu können.«

»Ich lebte wieder auf.

»O, der Himmel segne Sie für dieses tröstende Wort, Herr Doctor!« rief ich aus. »Was muß geschehen? . . . Sprechen Sie, sprechen Sie!«

»Anstatt auf meine Frage zu antworten, fragte er mich: »War es nicht Ihre Absicht, Paris bald zu verlassen?«

»Ja, allerdings.«

»Wann wollten Sie abreisen?«

»Den Tag darauf, als mein Mann krank wurde.«

»Und haben sich seitdem Ihre Pläne in dieser Beziehung nicht geändert?«

»Es ist keine andere Aenderung eingetreten, als die, welche uns durch die unglücklichen Umstände geboten wurde.«

»Sie dürfen für jetzt nicht daran denken, Paris zu verlassen,« sagte der Arzt.

»Warum denn nicht?« fragte ich ihn; »ich sollte im Gegentheil meinen, daß die körperliche Bewegung, die reine Landluft und der beständige Aufenthalt im Freien die völlige Genesung meines Mannes befördern müßte.«

»Unter hundert Fällen würde ich neunundneunzigmal darin mit Ihnen übereinstimmen,« antwortete der Doctor A.; »der gegenwärtige aber bildet eine Ausnahme.«

»Aber warum, lieber Doctor, warum?«

»Aus einer Menge Gründen, von denen ich Ihnen nur einige mittheilen will. Für's Erste würde in diesem Augenblicke jede Luftveränderung unserem Reconvalescenten nachtheilig seyn. Seine angegriffene Lunge wird noch min=

destens drei Monate lang nicht gestatten, daß er in einer anderen Atmosphäre verweile, als in der Pariser, die vielleicht unrein ist, an die er aber gewöhnt ist. Dann ist es durchaus nöthig, daß ich, sein Arzt, ihn während dieser drei Monate jeden Tag sehe, damit ich gewissermaßen von Stunde zu Stunde die Diät modificiren kann, welche morgen beginnen soll und die einem voraussichtlichen Rückfalle, den wir nicht mehr bekämpfen könnten, wenn wir ihn zur völligen Entwicklung kommen ließen, vorbeugen soll. — Uebrigens verlange ich durchaus nicht, Frau Gräfin, daß Sie sich in dieser Beziehung mit meinem Ausspruche begnügen sollen. Hören Sie auch andere Meinungen, veranstalten Sie eine Consultation der geschicktesten Pariser Aerzte; aber ich bin fest überzeugt, daß sie meiner Ansicht in allen Punkten beistimmen werden.«

»Nach diesen Worten entfernte sich der Arzt und ließ mich mit betrübtem und besorgtem Herzen zurück.

»Ich darf nicht zaudern.

»Mag mich die Eifersucht auf's neue quälen, ich darf mich daran nicht kehren.

»Eben so wenig darf ich Rücksicht darauf nehmen, daß Heinrich mich jedenfalls für ein eigensinniges, launenhaftes Weib halten wird, das eigentlich selbst nicht weiß was es will.

»Heinrichs Leben steht auf dem Spiel . . . dieser Rücksicht muß jede andere weichen.

»Morgen will ich ihn bitten, in Paris zu bleiben, und eben so dringend, wenn es seyn muß, als ich ihn vor einigen Tagen zur Abreise zu bewegen suchte.«

. . . .

»Mittwoch Abends.

»Diesen Morgen habe ich mit Heinrich gesprochen.

»Mein Verlangen schien ihn zuerst unangenehm zu überraschen.

»Er hielt mich gewiß, wie ich gestern dachte, für launenhaft und eigensinnig; endlich aber willigte er ein.

»Wir werden demnach so lange hier bleiben, als der Arzt es für gut findet, und Heinrich wird keine Ahnung von der Gefahr haben, die noch über seinem Haupte schwebt.«

. . . .

Wenn wir uns auf eine weitere Besprechung der sonderbaren Verordnung des Doctors L. A. einließen, so würde dies eine grobe Beleidigung der Intelligenz und des natürlichen Scharfblickes unserer Leser seyn.

Es ist gewiß nicht ein einziger unter ihnen, der nicht sogleich errathen hätte, daß der Arzt des Grafen von Croi durch René in das Complot gezogen worden war, daß er demnach eine im voraus verabredete Rolle spielte und daß die Worte, die er in dem Gespräch mit der Gräfin Bertha gesagt, und die Verordnung, welche er anbefohlen hatte, weder von der Wissenschaft noch von seinem Gewissen anerkannt wurden.

Das Resultat dieser Verordnung kennen wir bereits.

Wer die Wechselfälle des Lebens studirt und die Wandelbarkeit der festesten Entschlüsse und die Schwäche des menschlichen Herzens erforscht hat, konnte leicht mit fast logischer Gewißheit voraussehen, was geschehen mußte und auch wirklich geschah.

Sobald der Graf wieder ausgehen konnte, begab er sich in Folge der dringenden Rathschläge des Barons von Savenay sogleich zu Esther.

Es war sein fester Entschluß, die Courtisane durch Versprechungen hinzuhalten, und er glaubte durch seinen Besuch, den er als ein großes Opfer betrachtete, dem Feuer seinen Antheil preiszugeben.

Aber Heinrich hatte die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht; dieses Sprichwort bewährte sich in diesem Falle auf das Glänzendste.

Camelia hatte der Jüdin befohlen, nicht eher zu ruhen, als bis sie den Grafen in das gebieterische Joch ihrer sinnlichen Schönheit gespannt hatte.

Diese teuflischen Instructionen wurden mit buchstäblicher Genauigkeit befolgt.

Esther wünschte zu begierig den Augenblick herbei, wo Camelia's glänzende Versprechungen in Erfüllung gehen sollten, als daß sie nicht in ihren Händen ein gehorsames Werkzeug hätte seyn sollen.

Vergebens leistete der Graf ihr energischen Widerstand.

Umsonst waffnete er sich mit seinen Grundsätzen, umsonst erinnerte er sich seiner vergangenen Gewissensbisse und der traurigen Folgen seines ersten Fehltritts.

Es war Alles vergebens.

Nach einer heldenmüthigen Vertheidigung von einigen Tagen unterlag er den unaufhörlich wiederkehrenden Ver-

suchungen der Courtisane und wurde aufs neue von dem unheilvollen Sinnentaumel ergriffen, von dem er auf immer geheilt zu seyn glaubte.

Jetzt triumphirten René und Camelia über das Gelingen ihres höllischen Planes; sie wechselten ein Lächeln, ähnlich dem, welches die Lippen der bösen Geister verzerren mag, wenn die Seele eines Gerechten ihren Verlockungen unterliegt, und die Courtisane sagte zu ihrem Geliebten:

»Der Augenblick zum Handeln ist gekommen!«

XXXVIII.

Aline.

Während die Fäden dieser schändlichen geheimen Intriguen gesponnen wurden, pflogen Armand Cabirol und die reizende Aline Girard in dem bescheidenen Hause der Rue-Saint-Nicolas ihrer keuschen Liebe.

Die Sitten und Gewohnheiten des Schriftsetzers hatten eine vollständige Umwandlung erfahren, seitdem eine innige Zuneigung, deren rechtschaffenes und legitimes Ziel ihm beständig vorschwebte, sein durch sophistische Paradoxen, durch welche die Jugend und die Leidenschaften sich in ihren eigenen Augen zu entschuldigen suchen, auf Irrwege geleitetes Urtheil gereift hatte.

Mit Ausnahme des Sonntags, des Ruhetages, den er ganz seiner Braut widmete, arbeitete Armand Cabirol die ganze Woche, selbst am Montage.

Dieser unerhörte Fleiß erregte die Bewunderung und das Erstaunen der ganzen Officin.

Wohl hatte man es zuerst versucht, den jungen Setzer deshalb zu necken und zu verspotten; allein wir wissen, daß er einen lebhaften Geist und eine bewegliche Zunge besaß, so daß er schließlich die Lacher stets auf seiner Seite hatte.

Seinen leichtfertigen Lebenswandel hatte Cabirol völlig aufgegeben; er lehnte alle Lustpartien ab, die man ihm vorschlug.

In seinen Ausgaben beobachtete er die strengste Sparsamkeit, er bezahlte seine Schulden und legte die größe Hälfte seines Wochenlohns auf die Seite.

Er that dies, um eine kleine Summe zu ersparen, welche die Aussteuer, die Aline nicht besaß, ersetzen und zur ersten Einrichtung der Wirthschaft dienen sollte.

Die Zeit der Verbindung war jetzt so ziemlich fest bestimmt. In der nächstfolgenden Woche sollte das junge Paar zum ersten Male aufgeboten werden.

Alinens Großmutter sah den Hochzeitstag mit um so größerer Freude herannahen, als sie wohl einsah, daß sie nicht mehr lange leben werde, und der Gedanke, ihr heißgeliebtes Kind unter dem liebevollen Schutze eines rechtschaffenen Gatten zurückzulassen, sie glücklich machte.

Die brave alte Frau wurde mit jedem Tage schwächer. Schon seit vierzehn Tagen hatte sie das Bett fast nicht mehr verlassen.

Der Tag, an welchem wir Aline Girard und Armand Cabirol wiederfinden, war ein Sonntag. Die zweite Nachmittagsstunde schlug eben an allen Kirchthürmen und Stutzuhren der Nachbarschaft.

Armand leistete seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegermutter schon seit dem Morgen Gesellschaft und hatte mit ihnen gefrühstückt.

Die beiden jungen Leute saßen nebeneinander am Bett der alten Frau.

In diesem Augenblicke stand Aline auf und holte von einem Stuhle am andern Ende des Zimmers einen großen Shawl, an dem sie einen Theil der vergangenen Nacht gearbeitet hatte.

Die geübten Finger des jungen Mädchens hatten mit außerordentlicher Geschicklichkeit einen großen Riß zugenäht, der den grünen Grund des Tuches schändete.

»Armand!« sagte sie; »komm her und hilf mir ein wenig.«

»Da bin ich,« rief Cabirol, der mit einem Sprunge neben ihr stand; »was kann ich Dir helfen, mein schönes Bräutchen?«

»Dieses Tuch zusammenlegen.«

»Sehr wohl, das wird in zwei Tempos und in drei halben Wendungen geschehen seyn; zuvor aber mußt Du mir ein kleines Vergnügen gönnen, mein Alinchen.«

»Und das ist?« fragte diese.

»Du mußt mir erlauben, daß ich Dir dieses Tuch einmal überwerfe, um zu sehen, wie es Dich kleidet.«

Während er dies sagte, nahm er den Shawl aus den Händen seiner Braut und hing ihr denselben so gut er konnte über die Schultern.

Aline ließ es willig geschehen und empfand vielleicht selbst eine kleine Regung unschuldiger Coketterie, als sie sich in den prächtigen Shawl hüllen konnte.

»Weißt Du, daß Dich das Ding allerliebst kleidet?« sagte Cabirol, indem er sie betrachtete.

»Das will ich glauben!« erwiederte Aline lachend.

»Da Dir der Shawl auch gefällt, mein kleines Weibchen, so habe ich eine Idee, und weißt Du welche?«

»Nein.«

»Ich will Dir einen solchen Shawl kaufen; er soll einen Theil deiner Hochzeitsgeschenke bilden.«

Aline lachte laut auf.

»Du bist von Sinnen, mein lieber Armand!« sagte sie dann.

»Warum?«

»Du weißt also nicht was ich in diesem Augenblicke auf den Schultern trage?«

»O ja, das weiß ich sehr gut . . . es ist ein prächtiger Shawl von reiner Wolle, wie man sie in den Läden auf den Boulevards bekommt und von denen das Stück siebenunddreißig Franken fünfzig Centimes kostet.«

»Die sehen nicht so aus wie dieser.«

»Wenn man sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen läßt, wird man schon einen ähnlichen finden können.«

»Ich glaube schwerlich,« erwiederte Aline aufs neue lachend; »Du müßtest denn expreß deshalb nach Ostindien reisen, um mir einen zu holen.«

»Kommt denn diese Art Shawls so weit her?«

»Ja wohl.«

»Dann kosten sie wohl auch mehr als siebenunddreißig Franken?«

»Ja, eine Kleinigkeit darüber.«

»Wieviel ungefähr?«

»Drei- bis viertausend Franken höchstens.«

Cabirol erschrak förmlich.

»Drei- bis viertausend Franken?« wiederholte er.

»Allerdings.«

»Du scherzest wohl nur?«

»Durchaus nicht.«

»Mein Gott, für dreitausend Franken bekommt man ein ganzes Mobiliar, und was für eines! . . . Es sollte wirklich gesetzlich verboten seyn, soviel Geld über den Rücken zu hängen! . . . Aline, Aline, nimm das Tuch weg, die Augen gehen mir über, wenn ich es nur ansehe!«

»So hilf mir ihn zusammenlegen, um was ich Dich vorhin schon gebeten habe.«

Cabirol that wie seine Braut ihm geheißen und im nächsten Augenblicke verschwand der prächtige Shawl in einem dazu bestimmten flachen Kästchen von Cedernholz.

»Großmütterchen,« sagte Aline hierauf zu dieser, »ich habe eine Idee, die mir nicht schlecht dünkt . . . Was meinst Du? ob ich den Shawl jetzt zu der Dame trage, der er gehört, da Armand gerade hier ist und mich begleiten kann? . . . Du weißt, daß wir nicht viel Geld mehr haben und daß ich für die Arbeit zwanzig Franken bekomme . . .«

»Es ist heute Sonntag, mein Kind,« erwiederte Frau Girard, »und Du wirst daher die Dame schwerlich zu Haus antreffen.«

»Nun, so haben wir den Weg umsonst gemacht . . . das schadet weiter nichts.«

»Du hast Recht . . . es ist jedenfalls ein kleiner Spazirgang, der Dir gewiß gut bekommen wird.«

*

»Du erlaubst es also, daß ich gehe?«

»Ja, mein Kind, bleibe nur nicht lange aus.«

»Nein, gewiß nicht, Mütterchen, die Rue-de-Provence ist ja nicht weit. In höchstens einer Stunde sind wir wieder hier.«

Aline setzte ein niedliches Häubchen auf, nahm das Kästchen mit dem Cashemirshawl unter den Arm, und nachdem sie ihre Großmutter geküßt hatte, entfernte sie sich mit Cabirol, der ganz stolz und glücklich war, daß er sich mit seiner hübschen Braut auf der Straße zeigen konnte.

Ein Paar Liebende, welche Arm in Arm nebeneinander gehen, vergessen gewöhnlich die ganze Welt, selbst im dichtesten Menschengewühl.

Ihnen vergeht die Zeit immer zu schnell und der Weg ist ihnen zu kurz, mag er auch stundenlang seyn.

Als Armand und Aline in der Rue-de-Provence ankamen, war es ihnen als ob sie ihre Wohnung eben erst verlassen hätten.

»Hier ist es,« sagte das junge Mädchen zu ihrem Verlobten, indem sie ihm ein ziemlich schönes Haus zeigte.

»Du gehst hinein?«

»Ja.«

»Wirst Du lange bleiben?«

»Fünf Minuten.«

»Du gehst doch gewiß zu einer Dame, nicht wahr?«

»Du wirst schwach, mein guter Armand!« erwiederte Aline lachend. »Seit wann tragen die Männer Shawls?«

Cabirol schlug sich vor die Stirn.

»Nein, schwach werde ich nicht,« sagte er dann, »aber einfältig werde ich, und das kommt daher, mein süßes Weibchen, weil Du mich um das Bischen Verstand bringst, das ich noch hatte.«

»Also adieu so lange,« versetzte Aline.

»Geh, mein Kind, ich erwarte Dich hier auf dem Trottoir.«

Aline ging in das Haus.

»Ist Frau von Lucenay anwesend?« fragte sie den Hausmeister.

»Ja,« antwortete dieser.

Aline ging die Treppe hinauf.

Hier müssen wir unseren Lesern zuvor etwas sagen, was sie noch nicht wissen, daß nemlich Frau von Lucenay und Camelia eine und die nemliche Person waren.

Da es der Courtisane frei stand, sich mit den Buchstaben des Alphabets irgend einen wohlklingenden aristokratischen Namen zusammenzusetzen, hatte sie diesen gewählt, weil er ihr besonders gefiel.

Sie befand sich mit René in ihrem Schlafzimmer, als ihr gemeldet wurde, daß die Nähterin ihr einen ausgebesserten Shawl bringe.

»Sie soll hereinkommen,« befahl Camelia.

Aline wurde eingeführt.

Camelia, welche nur mit ihrem Shawl beschäftigt war, sah sie kaum an; René aber, der in Sachen der weiblichen Schönheit ein großer Kenner war, betrachtete sie mit lüsternen Blicken.

Die Courtisane nahm das kostbare Tuch auseinander

und untersuchte es mit der größten Aufmerksamkeit, konnte aber den zugenähten Riß nicht entdecken.

Die Ausbesserung war so außerordentlich geschickt, ja ohne Widerrede kunstvoll bewerkstelligt, daß es geradezu unmöglich war, die beschädigte Stelle zu finden.

»Sie haben Ihre Sache ausgezeichnet gemacht, Mademoiselle,« sagte Camelia zu Alinen; »um welchen Preis ist mein Kammermädchen mit Ihnen übereingekommen?«

»Um zwanzig Franken, Madame,« antwortete Aline schüchtern.

»Hier sind sie,« erwiederte die Courtisane, indem sie dem reizenden Mädchen einen Louisdor in die weiße Hand drückte. »Sollte mir wieder einmal ein solches Unglück begegnen, so werde ich mich Ihrer erinnern.«

»Sie sind sehr gütig, Madame,« versetzte Aline, worauf sie sich entfernte, beständig verfolgt von dem glühenden Blicke des jungen Barons.

Dieser verabschiedete sich bald nachher ebenfalls von seiner gewesenen Maitresse, die seine mächtige Helfershelferin geworden war.

Im Vorzimmer traf er Marietten, die hübsche muntere Zofe, die wir schon seit geraumer Zeit kennen.

»Liebes Kind,« sagte er zu ihr, indem er ihr mit einer Geberde, die eines vornehmen Roué aus den Zeiten der Regentschaft würdig gewesen wäre, die Wange streichelte und mit der andren Hand zwei Goldstücke in die Tasche ihrer Schürze gleiten ließ, »Du hast wohl deiner Gebieterin die kleine Nähterin verschafft, welche eben hier war?«

»Allerdings, Herr Baron,« antwortete die Zofe.

»Dann weißt Du also wo sie wohnt?«

»Natürlich.«

»Du würdest mich sehr verbinden, liebe Mariette, wenn Du mir ihre Wohnung sagtest.«

»Wollen Sie vielleicht auch Cashemirshawls ausbessern lassen?« fragte Mariette mit einem schelmischen Blicke, den sie von den Soubretten des Théâtre Français gelernt hatte.

»Ganz recht,« erwiederte René, »ich habe Cashemirshawls, die ich ausbessern lassen will.«

»Nun gut, so will ich Ihnen ihre Wohnung angeben . . .«

René hatte seine Brieftasche hervor genommen und er notirte in dieselbe folgende Adresse, welche Mariette ihm dictirte:

»Frau Girard, Rue-Neuve-Saint-Nicolas Nr. 47.«

»Was sind es für Leute?« fragte er dann.

»Es ist Großmutter und Enkelin.«

»Sie wohnen dort allein?«

»Ja, Herr Baron.«

»Und wahrscheinlich sind sie arm?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Und auch rechtschaffen.«

»Ich glaube es . . . wenigstens sieht es nicht eben elegant bei ihnen aus.«

»Glaubst Du, daß die Kleine einen Geliebten hat?«

»Das weiß ich nicht, aber es ist sehr wahrscheinlich denn sie ist zu hübsch.«

»Ich danke Dir für deine Mittheilungen, liebe Mariette,« sagte René.

Hierauf entfernte er sich und während er die Treppe hinunter ging, dachte er bei sich:

»Wenn ich mit Bertha fertig bin, werde ich mich an diese Kleine machen.«

XXXIX.

Blätter aus Bertha's Tagebuche.

Wir müssen jetzt dem Tagebuche der Gräfin von Croi abermals einige Seiten entlehnen.

Es war gerade ein Monat seit dem Tage verflossen, an welchem Heinrich in die Netze Esthers, Camelia's und René's gefallen war.

. . . .

»Sonntag, eilf Uhr Abends.

»Nein, ich bin nicht dazu geschaffen, um glücklich zu werden. Nein, Gott hat meine Verbindung mit Heinrich nicht gesegnet! . . .

»Abermals empfinde ich die fürchterlichen Qualen des Zweifels und der Eifersucht!

»Mein armes Herz blutet aus allen wieder aufgebrochenen Wunden und bittere Thränen benetzen die traurigen Seiten dieses Tagebuches, in das ich früher nur glückliche Ereignisse einzutragen hoffte.

»Heinrich hintergeht mich! Heinrich liebt eine Andere . . .

»Ich hätte nie gedacht, daß ich diese Worte würde niederschreiben können, ohne vor Gram und Kummer zu sterben.

»Ich errathe, ich fühle es, es ist meine feste Ueberzeugung, daß Heinrich mir nicht treu ist, aber ich habe noch keinen Beweis dafür, und ich wünsche sehnlichst, darüber bald Gewißheit zu erlangen, damit ich in meinem Herzen den Muth und die Kraft zur ewigen Trennung finde.

»Wie kann ich nur so feig seyn! . . .

»Zuweilen versuche ich es noch zu zweifeln! ich versuche es, den Augenschein zu läugnen! . . . Ich sage und wiederhole mir beständig, daß Heinrich vor vier Wochen nicht eingewilligt haben würde, Paris zu verlassen, wenn ein ernstes Liebesverhältniß ihn zurückhielte! . . .

»Ich denke zuweilen, daß er mich noch liebt . . . ich suche mich davon zu überzeugen . . .

»Und doch . . .

. . . .

»Während der ersten Tage nach seiner Genesung zeigte Heinrich sich wieder ganz so gegen mich wie in den süßesten Stunden der Vergangenheit.

»Er schien sich nur in meiner Nähe vollkommen glücklich zu fühlen . . . ich hoffte! . . .

»Aber ach, dieser kurze Wahn hat nicht länger gedauert als ein Blitz!

»Dichte Finsterniß umgibt mich wieder! . . .

»Nach und nach ist Heinrich immer länger vom Hause abwesend geblieben; sein anscheinend freundliches Beneh-

men gegen mich hat etwas Unnatürliches und Gezwungenes bekommen, woraus ich deutlich erkenne, daß seine Gedanken abwesend sind, wenn er mit mir spricht.

»Heinrich hintergeht mich, aber als gebildeter Mann bemüht er sich, mir seine Untreue zu verhehlen.

»Jeden Morgen sucht und findet er einen Vorwand, um mich früher zu verlassen, jeden Abend hat er eine Entschuldigung für sein langes Ausbleiben.

»Wohin geht er?... was thut er außer dem Hause?

»Wenn ich ihn darnach frage, sind seine Antworten verlegen und unbestimmt ... er kann nicht bald genug auf einen anderen Gegenstand übergehen, und er glaubt mich dadurch zu täuschen.

»Wahrscheinlich freut er sich im Stillen, daß er mich so geschickt und mit so zarter Schonung und Rücksicht hintergeht!

»Ich leide und schweige.

. . . .

»Gestern Abend erhielt ich einen Dolchstich mitten ins Herz.

»Es war der Tag, an dem ich gewöhnlich ins Theater gehe. Heinrich hatte mir, als er unmittelbar nach Tisch ausging, versprochen, daß er bei Zeiten in meine Loge kommen und den Abend bei mir bleiben wolle.

»Ihm zu Liebe hatte ich mich recht schön angekleidet, und abgesehen von der Bläße, die mich jetzt nie mehr verläßt, kam ich mir hübsch genug vor, um meinem Gatten noch zu gefallen.

»Am Ende des zweiten Actes der »Königin von Cypern« war Heinrich noch nicht gekommen.

»Im Zwischenacte besuchte mich die Vicomtesse von Fontanes.

»Wo ist denn der Graf diesen Abend?« fragte sie mich, nachdem wir einige gleichgiltige Worte gewechselt hatten.

»Er kommt noch,« antwortete ich kurz, da ich nicht Lust hatte, mich in eine Discussion über seine Abwesenheit einzulassen.

»Die Vicomtesse begnügte sich mit dieser Antwort, lehnte sich dann aber aus der Loge und musterte mit großer Aufmerksamkeit alle Parterrelogen.

»Ja, das ist sie . . .« sagte sie nach einigen Augenblicken.

»Dann fragte sie mich, indem sie mit dem Fächer auf eine der genannten Logen zeigte:

»Sagen Sie mir doch, liebe Gräfin, wer ist diese Dame?«

»Ich sah nach der bezeichneten Gegend, da ich aber nirgends eine mir bekannte Dame erblickte, entgegnete ich ihr:

»Welche Dame meinen Sie denn und wo ist sie?«

»Dort,« antwortete die Vicomtesse, »sie ist ganz allein in der dritten Loge, neben der, in welcher sich die magere Dame befindet, die roth- und weißgestreifte Bandschleifen in ihren rothblonden Haaren trägt.«

»Diese Bezeichnung war bestimmt genug.

»Ich blickte wieder hin und bemerkte nun eine auffallend schöne Dame, welche ein schwarzes Sammtkleid, Corallenarmbänder und in den prächtigen schwarzen Haaren Corallenschnüre trug.

»In der linken Hand hatte sie ein Doppelperspectiv und in der rechten einen großen Blumenstrauß.

»Ich kannte diese Dame nicht.

»Als ich der Vicomtesse dies sagte, erwiederte sie mir:

»So? . . . das ist sonderbar!«

»Warum?«

»Ich meine nur . . .«

»Dann sprach sie sogleich von etwas Anderem.

»Aber meine Neugierde und mein Argwohn waren rege geworden, und ich fragte daher die Vicomtesse:

»Warum fragten Sie mich denn vorhin, ob ich diese Dame kenne?«

»Das weiß ich wahrhaftig selbst nicht.«

»Warum aber sagten Sie dann, als ich Ihnen antwortete, daß sie mir nicht bekannt sey: das ist sonderbar?«

»Habe ich dies gesagt?«

»Allerdings.«

»Dann ist es ganz zufällig und unbewußt geschehen.«

»Ich sah die Vicomtesse scharf an, und es gelang ihr nicht, ihre Verlegenheit vollkommen zu verbergen.

»Sie verhehlen mir etwas, meine Theure!« rief ich aus.

»O keineswegs . . . Es war mir nur vorhin . . . ich glaubte . . . aber ich bin jetzt überzeugt, daß ich mich irrte.«

»Was glaubten Sie denn?«

»Es lohnt nicht die Mühe, noch ein Wort darüber zu verlieren . . .«

»Sagen Sie es mir, ich bitte darum!«

»Mein Gott, wie können Sie nur so neugierig seyn, meine Theure! . . . Doch da Sie es gern wissen wollen, will ich es Ihnen sagen, obgleich es, wie ich Ihnen versichern kann, sehr unwichtig ist. Als ich vorhin während des Zwischenactes zu Ihnen kam, ging ich bei dieser Loge vorüber, deren Thür offen stand, und ich bemerkte darin einen Herrn, der sich ganz im Hintergrunde hielt und der schönen Brünette den Blumenstrauß überreichte, den sie in der Hand hat. In diesem Herrn glaubte ich thörichterweise den Grafen zu erkennen, und deshalb habe ich Sie ganz gleichgiltig gefragt, ob Sie die Dame kennen. Sie sehen, daß die Sache eigentlich nicht werth ist, daß man nur davon spricht.«

»O!« sagte ich mit schmerzlicher Ueberzeugung zu mir selbst, »er war es wohl! er war es gewiß!«

»Mein Blick richtete sich unwillkürlich wieder auf die bewußte Loge.

»War es Zufall oder Absicht, kurz, die Dame mit den Corallen im Haar betrachtete mich mit schamloser Frechheit unverwandt durch ihren Operngucker.

»Das Herz wollte mir zerspringen und ich fühlte, daß mir die Thränen in die Augen kamen.

»Ich stand auf, um die Loge und das Theater zu verlassen.

»Aber noch ehe ich diesen Vorsatz hatte ausführen können, ging die Thür auf und Heinrich trat ein.

»Ich fiel zitternd wieder auf meinen Sitz zurück.

»In dem nemlichen Augenblicke wurde der Vorhang aufgezogen und der dritte Act begann.

»Die Vicomtesse von Fontanes benutzte diesen Umstand, um sich zu entfernen und mich mit meinem Manne allein zu lassen.

»Heinrich hatte meine heftige Gemüthsbewegung noch nicht bemerkt.

»Er ergriff meine Hand und drückte sie an die Lippen, allein dies geschah mit sichtbarer Zerstreutheit, es glich einer rein mechanischen Galanterie.

»Dann sprach er einige unbedeutende Worte mit mir, auf die ich kaum hörte.

»Ich versuchte es nicht einmal, ihm zu antworten, denn hätte ich in diesem Augenblicke sprechen wollen, so würden meine Thränen unaufhaltsam hervorgebrochen seyn.

»Heinrich wunderte sich über mein Stillschweigen und sah mich wahrscheinlich genauer an als bisher.

»Um des Himmels willen!« rief er mit einer Stimme, die sich in den rauschenden Tönen des Orchesters verlor, »was fehlt Dir denn, Bertha?«

»Ich zeigte ihm die Parterreloge, auf welche vorher Frau von Fontanes mich aufmerksam gemacht hatte, und fragte ihn ohne weiteres:

»Wer ist denn diese Dame, Heinrich, und woher kennst Du sie?«

»Die Augen meines Mannes folgten der Richtung, die ich mit dem Fächer bezeichnete.

»Plötzlich veränderte er die Farbe und antwortete mir stammelnd:

»Ich verstehe Dich nicht . . . ich kenne diese Dame nicht . . .«

»Du kennst sie allerdings, denn Du bist vor fünf Minuten in ihrer Loge gewesen und hast ihr das Bouquet gegeben, das sie in der Hand hat!«

XL.

Ein anonymer Brief.

»Heinrich schien wie vom Donner gerührt zu seyn.

»Es war mir als ob seine Knie schwankten, als er sah, daß ich so genau unterrichtet war; jedenfalls nahm seine Blässe noch mehr zu.

»Nach einigen Augenblicken gewann er jedoch seine Fassung wieder und entgegnete mir in hartem Tone:

»Ich weiß in der That nicht was Du willst; Du mußt geradezu den Verstand verloren haben, da Du so lächerliche Vermuthungen sagen und sie gegen mich äußern kannst.

»Ich schwieg betroffen und fühlte, daß meine Augen sich mit Thränen füllten.

»Heinrich bemerkte dies wahrscheinlich, denn er neigte sich zu mir und sagte leise:

»Beherrsche Dich, man beobachtet uns.«

»Ich konnte nur einige unverständliche Worte stammeln.

»Wollen wir fortgehen?«

»Ja, ich bitte Dich darum.«

»Ohne ein Wort zu erwiedern, warf Heinrich mir meinen Shawl über die Schultern und wir verließen die Loge

»Da der dritte Act längst begonnen hatte, begegneten wir Niemanden in den Corridors.

»Unser Wagen war erst um eilf Uhr bestellt und daher noch nicht gekommen. In Folge dessen nahmen wir einen Fiaker.

»Während der ganzen Fahrt sprachen wir kein Wort mit einander.

»Als wir zu Hause angekommen waren, führte mich Heinrich in mein Schlafzimmer und es fand eine Erklärung statt, welche von beiden Seiten sehr ruhig war, aber zu keinem Resultat führte.

»Mein Mann bemühte sich, mich zu überzeugen, daß meine Eifersucht thöricht und völlig unbegründet sey und daß die Person, welche ihn in der bewußten Parterreloge gesehen haben wollte (ich hatte ihm kein Wort davon gesagt, daß Frau von Fontanes mir die Sache erzählt hatte), sich durch eine zufällige Aehnlichkeit habe täuschen lassen.

»Nach Verlauf einer vollen Stunde verließ er mich mit dem Glauben, daß er mich überzeugt habe; meine Meinung aber hatte sich in nichts geändert.

»Der Schlag war geschehen! . . .

»Nach und nach lüftet sich der Schleier. Ich weiß schon viel; bald werde ich mehr erfahren.

»Aber schon jetzt kann ich nicht mehr zweifeln, daß die Dame mit dem schwarzen Haare, die ich im Theater gesehen habe, Heinrichs Geliebte ist! . . .

. . . .

»Diesen Morgen schien mein Mann den traurigen Vorfall von gestern Abend völlig vergessen zu haben.

»Er zeigte sich ganz so gegen mich, wie ich es seit Kurzem gewohnt bin. Nach dem Frühstück ritt er aus; zum Mittagessen kam er wieder; sogleich nach Tisch hat er sich

abermals entfernt, und jetzt erwarte ich noch seine Zurückkunft.

»Es ist bald zwölf Uhr, und er ist noch nicht hier.

»Mein Gott! . . . wenn er wieder, wie es schon einmal geschehen ist, erst am Morgen nach Haus käme, würde er mich todt in diesem Zimmer finden!

. . . .

»Halb ein Uhr.

»Ein Wagen fährt in den Hof ein.

»Es kommt Jemand die Treppe herauf.

»Er ist's! . . .

. . . .

»Dinstag, neun Uhr Abends.

»Ich weiß nicht ob ich wache oder träume.

»Ich weiß nicht ob ich noch meinen ganzen Verstand habe . . . es ist mir zuweilen als ob mein Geist abwesend wäre.

»Vor einer Stunde habe ich folgenden Brief erhalten, den ich seitdem mehre Male mit zunehmender Angst und Entsetzen durchgelesen habe:

»Madame!

»Haben Sie denn nicht einen einzigen Freund in dieser Welt, in der Sie das dreifache Diadem der Jugend, der Schönheit und der Tugend tragen?

»Es hat also Niemand den Muth, Ihnen im Interesse Ihres Glückes die schändlichen Geheimnisse der Existenz des Mannes, dem Sie angehören, des Grafen Heinrich von Croi, zu enthüllen?

»Wohlan, so will ich, der für Sie nur ein unbekannter Freund ist und dessen Name kein Interesse für Sie haben kann, da Sie ihn zum ersten Male hören würden, den Muth haben, es zu thun.

»Was ich Ihnen sagen will, wird Ihnen ohne Zweifel Kummer und Schmerz verursachen; wenn Sie aber das Uebel kennen, werden Sie wenigstens auf Mittel zur Abhilfe denken, einen Ihrer würdigen Entschluß fassen und den Schutz der Gesetze anrufen können, um die Bande zu trennen, die Sie an einen Mann fesseln, welcher nicht verdient Sie zu besitzen.

»Ihr Gatte hintergeht Sie.

»Er hintergeht Sie auf die unwürdigste, schamloseste Weise, er beobachtet nicht einmal den äußern Schein von Achtung gegen Sie, die ein Ehrenmann, mag er auch noch so tief gesunken seyn, der Frau, welche seinen Namen trägt, schuldig ist.

»Er liebt mit glühender Leidenschaft das gemeinste und verworfenste Geschöpf, das es geben kann, eine schöne Jüdin, die er aus dem Pfuhle des Lasters emporgezogen hat und die sich laut und mit frecher Stirn rühmt eine solche Herrschaft über ihn auszuüben, daß sie, wenn sie sonst wollte, sich jeden Augenblick Ihres Platzes unter dem ehelichen Dache bemächtigen und Sie von demselben verdrängen könnte.

»Ist das nicht abscheulich und unglaublich? . . . Aber ich will Ihnen Beweise davon geben.

»Uebrigens ist es noch nicht Alles.

»Bei den schamlosen Orgien, in denen er den größten Theil des Tages zubringt und durch die er seine noch

»Sie werden durch die verschlossenen Jalousien Licht schimmern sehen und heiteren Gesang vernehmen.

»Schellen Sie nicht an dem Haupteingange, sondern treten Sie an die Nebenthür zur Rechten, drücken Sie auf einen messingenen Knopf, den Sie in der Mitte derselben leicht finden werden, und die Thür wird sich öffnen.

»Sind Sie in den Garten eingetreten, so schlagen Sie den Seitengang ein, welcher an der Mauer hin zum Hause führt.

»Treten Sie ohne Furcht ein, öffnen Sie die erste Thür zur Linken. und Sie werden in ein Zimmer gelangen, durch dessen Glasthür Sie Alles sehen und hören können.

»Haben Sie den Grafen von Croi erkannt, so wird es nur von Ihnen abhängen, ob Sie ihm, wie Banquo's Schatten bei dem Festmahle der Lady Macbeth, mitten in seiner schamlosen Orgie erscheinen, oder ob Sie sich geräuschlos entfernen wollen, wenn Sie einen öffentlichen Scandal scheuen.

»Es kommt mir nicht zu, Ihnen zu einem von diesen beiden Wegen zu rathen.

»Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte.

»Nur ein Wort muß ich mir noch erlauben.

»Ueberlegen Sie reiflich, ehe Sie einen Entschluß fassen, welcher es auch sey. Lassen Sie sich nicht von einer unnöthigen Angst beherrschen, welche stets eine schlechte Rathgeberin ist, werfen Sie jede Unschlüssigkeit ab und bedenken Sie, daß von diesem Schritte vielleicht Ihre ganze Zukunft abhängt.

»Seyen Sie überzeugt, daß ich den gegenwärtigen Brief einzig und allein nur deshalb nicht unterzeichne, weil mein

Name die Glaubwürdigkeit seines Inhalts nicht vermehren kann; übrigens werde ich Ihnen denselben vielleicht bald selbst nennen.

»Nehmen Sie endlich noch die Versicherung, daß Sie keinen aufrichtigeren und ergebeneren Freund in der Welt haben als den, der sich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung nennt

»Ihren unbekannten Freund.«

Nachdem Bertha diesen entsetzlichen Brief wohl zwanzigmal gelesen hatte, bedeckte sie, halb wahnsinnig und von einer fürchtlichen Angst gequält, wie wir es oben von ihrer eigenen Hand gelesen haben, das Gesicht mit beiden Händen und versank in düsteres Nachsinnen.

Es würde eines ganzen Bandes bedürfen, wollten wir hier die schmerzlichen, verzweiflungsvollen und verworrenen Gedanken niederschreiben, welche in dem kurzen Zeitraume von zehn Minuten auf sie einstürmten.

Nach Verlauf dieser zehn Minuten nahm sie plötzlich die Hände vom Gesicht, blickte auf und erhob sich mit der Langsamkeit eines Automaten oder einer Nachwandlerin.

Ihre gefaltete Stirn, ihr starrer Blick und ihr bitteres Lächeln verriethen deutlich, welche Anstrengung es ihr kostete, um den Sturm ihrer Gefühle zu bewältigen.

Ihr Entschluß war gefaßt.

XLI.

Die Allee-des-Veuves.

Bertha stand auf, sagen wir, und sah nach der Uhr. Der Zeiger wies auf halb zehn.

»Gut,« sagte die Gräfin zu sich selbst, aber ganz laut und mit völlig veränderter Stimme; »es ist Zeit!«

Dann hüllte sie sich in einen großen Shawl, setzte einen Hut auf, durch dessen schwarzen Schleier ihr Gesicht unmöglich zu erkennen war, verließ ihr Zimmer und entfernte sich auf der Hintertreppe aus dem Hause, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Nebenbei wollen wir bemerken, daß sie der Vorsicht halber alle Thüren ihres Zimmers verschloß und die Schlüssel mitnahm, so daß ihre Abwesenheit nur durch gewaltsames Aufbrechen eines Schlosses hätte entdeckt werden können.

Diese Maßregeln hatten den Zweck, der Neugierde und den böswilligen Vermuthungen der Dienstleute vorzubeugen.

Als Bertha auf der Straße angekommen war, ging sie nach einer ihr bekannten Fiakerstation bei der Magdalenenkirche.

Es stand nur noch ein Wagen auf diesem Platze, eine sogenannte Citadine.

Als der Kutscher eine Dame auf sich zukommen sah, sprang er dienstfertig von seinem Sitze herunter und öffnete die Thür des Wagens.

Bertha stieg ein.

»Nehmen Sie mich nur für eine Fahrt oder auf die Stunde, Madame?« fragte der Kutscher.

»Wie Ihr wollt,« antwortete die Gräfin, welche diese Frage kaum gehört hatte.

»Also auf die Stunde . . . das ist mir lieber,« versetzte der Kutscher, zog dann eine silberne Taschenuhr hervor und sagte:

»Dreiviertel auf zehn . . . ist es an Ihrer Uhr auch so viel?«

»Ich weiß nicht,« erwiederte Bertha; »übrigens ist es ganz gleichgiltig.«

»Nun, wenn's Ihnen recht ist, mir ist's auch recht. Wohin belieben Sie zu fahren?«

»Allee-des-Veuves.«

»Welche Nummer?«

»Nummer 17.«

»Gut.«

Der Kutscher stieg wieder auf seinen Sitz, hieb auf seine Gäule ein und der Wagen setzte sich in ziemlich schnelle Bewegung.

Bertha lehnte sich in eine Ecke des mit Leder ausgeschlagenen Wagens und gab sich wieder ihren schmerzlichen Gedanken hin, ohne weder die harten Sitze noch die Stöße der Citadine zu bemerken, welche von ihrer reich gepolster-

ten und auf elastischen Federn ruhenden Halbchaise sehr verschieden war.

Ihre Gedanken waren ganz wo anders.

Schon hatte der Wagen die Rue-Royale und den Eintrachtsplatz hinter sich und rollte geräuschlos in einer der Queralleen der Champs Elysées hin, da erinnerte sich die Gräfin plötzlich, daß der Schreiber des anonymen Briefes ihr ausdrücklich anempfohlen hatte, nicht vor dem Hause Nr. 17 anzuhalten.

Sie lehnte sich daher aus der Thür und rief den Kutscher mehre Male.

Als dieser es endlich hörte, hielt er an und fragte:

»Was wünschen Sie, Madame?«

»Ich will nicht vor dem Hause aussteigen, dessen Nummer ich Euch angegeben habe,« antwortete Bertha, »sondern ein wenig früher . . . vielleicht bei dem vorhergehenden.«

»Gut, gut!« rief der Kutscher.

Dann hieb er abermals auf seine Pferde und sagte zu sich selbst:

»Die kleine Dame ist gewiß auf verbotenen Wegen! . . . Nicht Ein Ehemann bleibt verschont! . . . Ich heirathe in meinem Leben nicht!«

Vom Eingange der Champs Elysées bis in die Allee-des-Veuves ist nicht weit.

In wenigen Minuten war der Wagen an Ort und Stelle und hielt bei dem Hause Nr. 15 an.

Wer in Paris bekannt ist, weiß, daß die Allee-des-Veuves noch jetzt, im Jahre »des Lichtes« (mit oder ohne Wortspiel) 1852 sehr schlecht erleuchtet ist.

Es herrschte demnach fast völlige Dunkelheit an der Stelle wo der Wagen anhielt.

Der Kutscher öffnete die Thür, Bertha stieg aus und that einige Schritte, um sich zu entfernen.

»Entschuldigen Sie, Madame,« sagte jetzt der Kutscher mit ein wenig ironischer Höflichkeit; »werden Sie lange bleiben?«

»Das weiß ich noch nicht,« antwortete die Gräfin.

»Sehen Sie, Madame, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und da die Häuser in den Champs Elysées fast alle zwei entgegengesetzte Eingänge haben, so möchte ich Sie bitten, mich zu bezahlen, damit ich außer Sorge seyn kann, während Sie Ihre kleinen Geschäfte abmachen ... Hier ist meine Nummer ... es ist Nr. 799.«

Bertha verstand kein Wort von dieser ziemlich unverschämten Rede, welche der Fiakerkutscher indessen so artig als möglich vorzutragen sich bemühte.

»Was verlangt Ihr?« fragte sie ihn.

»Nur ein Fünffrankenstück zum Unterpfand, daß Sie mich nachher bezahlen. Tragen Sie keine Sorge, Sie sollen um keinen Sou zu kurz kommen. Uebrigens ist hier, wie gesagt, meine Nummer, die Nr. 799.«

Bertha errieth jetzt, daß der Kutscher ein beleidigendes Mißtrauen gegen sie hegte, und ohne ein Wort zu erwiedern, suchte sie in der Tasche ihres Kleides nach ihrer Geldbörse.

Sie fand sie aber nicht

Die Börse war in ihrem Schlafzimmer auf dem Camin liegen geblieben.

Bertha äußerte ihren Verdruß über diese Entdeckung durch eine Geberde des Unwillens, welche der Kutscher bemerkte.

Er errieth die Verlegenheit der jungen Dame und sein bisher nur dreister und spöttelnder Ton wurde alsbald roh und gemein.

»Ei, suchen Sie nur, schönes Dämchen!« rief er aus; »rasch, rasch, geniren Sie sich nicht, wir haben Zeit, da Sie mich auf die Stunde genommen haben! Sollten Sie vielleicht zufälligerweise die Moneten vergessen haben? . . . das kennen wir schon! . . . Sie wollten mich prellen, aber es ging schief! . . . unser Einer, Jean Baptist Gargablou, aus Annecy in Savoyen, der »treue Kutscher« genannt, geht nicht so leicht in die Falle!«

Bertha wollte dieser unerträglichen Situation um jeden Preis ein Ende machen.

Nach kurzer Ueberlegung kam sie auf eine glückliche Idee. Sie löste ein kostbares Armband, das mit Saphiren reich besetzt war, von ihrem linken Handgelenk und reichte es Gargablou.

»Was ist das?« fragte Letzterer.

»Ein Armband, wie Ihr seht.«

»Von was?«

»Von Gold.«

»Von echtem?«

»Allerdings.«

»Dann ist es also etwas werth?«

»Es ist fünfzehnhundert Franken werth.«

»Fünfzehnhundert Franken?« rief der Kutscher ganz erstaunt.

»Ja, wenigstens so viel. Genügt Euch dieses Unterpfand, und wollt Ihr mich nun gehen lassen?«

Gargablou antwortete nicht sogleich. Ein Argwohn war in ihm aufgestiegen.

»Wenn es nicht von Gold wäre!« dachte er und war unschlüssig, ob er das Armband annehmen sollte.

Durch ein wenig Nachdenken aber kam er bald zu der Einsicht, daß es, selbst wenn es unecht war, doch jedenfalls so viel Werth hatte, um seine Forderung zu decken.

»Gehen Sie in Gottes Namen, liebe Madame,« sagte er in Folge dessen zu der Gräfin, »ich wünsche Ihnen viel Vergnügen. Ich will mein Fuhrwerk hier unter den Bäumen stehen lassen und dort in der Restauration neben Herrn Mabille ein Gläschen Rothen trinken. Sollte ich noch dort seyn, wenn Sie mich wieder brauchen, so rufen Sie mich nur und ich werde sogleich kommen . . .«

Nach diesen Worten entfernte sich Gargablou.

Bertha blieb noch einen Augenblick ängstlich und unschlüssig stehen.

Endlich aber raffte sie ihren ganzen Muth zusammen und ging auf das Haus zu, in das die Eifersucht sie zog und wo sie den augenfälligen Beweis von der Treulosigkeit ihres Gatten zu erhalten hoffte.

Sie erkannte es ohne Mühe, obgleich die Dunkelheit ihr nicht erlaubte, die Nummer zu unterscheiden.

Das große Gitterthor mit einer kleinen Nebenthür zu beiden Seiten gestattete keinen Zweifel.

Das Haus lag weit hinten im Garten und ein schwacher Lichtschein schimmerte durch die geschlossenen Jalousien.

Man hörte jedoch weder fröhlichen Gesang, noch Gläsergeklirr, sondern nur die heiteren Töne einer auf dem Pianoforte gespielten Polka.

Als Bertha diese Musik vernahm, vermuthete sie, daß die Orgie einen Augenblick durch den Tanz unterbrochen worden war.

Sie zauderte nicht länger.

XLII.

René.

Die Gräfin rief sich nun die in dem anonymen Briefe enthaltenen Andeutungen ins Gedächtniß zurück.

Sie trat an die Thür zur Rechten und suchte den messingenen Knopf.

Sie drückte auf diesen Knopf, die Thür öffnete sich und sie trat ein.

Um ohne bemerkt zu werden ins Haus zu gelangen, sollte sie den an der Gartenmauer hinführenden Seitengang verfolgen.

Dies that sie und nach wenigen Augenblicken hatte sie die vier Stufen erreicht, welche den Perron bildeten.

Der geheimnißvolle Briefschreiber hatte ihr gerathen, daß sie ohne weiters in die Hausflur eintreten sollte, und daß sie zur Linken eine Thür finden werde. Diese Thür fand sie wirklich und ein leichter Druck genügte, um dieselbe zu öffnen.

Bertha gelangte in ein schwach erleuchtetes, mäßig großes Zimmer und verschloß die Thür hinter sich, durch welche sie eingetreten war.

An der einen Seite dieses Cabinets befand sich eine Glasthür mit einem grünseidenen Vorhange, durch den die zahlreichen Kerzen schimmerten, welche das Nebenzimmer erleuchteten.

Diese glänzende Erleuchtung machte es möglich, daß man das Ameublement des Gemaches erkennen konnte.

Dasselbe bestand aus einem großen Divan und einigen Lehnstühlen, welche mit großgeblumtem Cattun überzogen waren.

Der Fußteppich war roth und schwarz.

Die ganze Ausstattung war sonach höchst einfach.

Bertha schenkte diesen Details nur eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit und trat an die Glasthür, deren Vorhang sie mit ängstlicher Neugierde ein wenig lüftete.

Sie bemerkte nichts, was ihre bangen Erwartungen unmittelbar hätte rechtfertigen können.

Das anstoßende Gemach war ein ziemlich großes Speisezimmer, das, wie schon erwähnt, glänzend erleuchtet war und in welchem sich eine servirte Tafel mit acht bis zehn Gedecken befand.

Die Tischgesellschaft war abwesend, aber die unordentlich umherstehenden Stühle, die theilweis geleerten Schüsseln und die halbvollen Gläser deuteten an, daß sie sich nur momentan entfernt hatte und bald zurückkehren werde.

Hier und da lagen einige Damenhüte und Shawls umher.

Auf der Tafel standen mehre große Blumenbouquets in bunten Vasen.

Was Bertha bei diesem Anblicke empfand, läßt sich nicht beschreiben.

»O, mein Gott!« sagte sie zu sich selbst; »hier war er noch vor einem Augenblicke und bald werde ich ihn am Arme einer Andern zurückkehren sehen . . .«

Die ganze künstliche Kraft, welche die unglückliche Gräfin seit einigen Stunden aufrecht erhielt, schien bei diesem Gedanken zu brechen.

Sie sank auf den Divan nieder und brach in stille, aber deshalb nicht weniger bittere Thränen aus.

Nachdem sie sich so eine Zeitlang ihrem Schmerze hingegeben hatte, glaubte sie im Nebenzimmer Schritte zu vernehmen.

Sogleich stand sie auf, trocknete ihre Augen und horchte.

Das Geräusch war verstummt und es herrschte wieder die tiefste Stille um sie her. Bertha glaubte daher, daß sie sich geirrt habe.

Auch die Töne des Pianofortes waren verklungen und die Gräfin hörte nichts mehr als die lauten Schläge ihres Herzens.

Was bedeutete diese auffallende Stille? . . .

Wir haben schon gesagt, daß unserer Heldin der künstliche und gleichsam fieberhafte Muth, mit dem sie sich gewaffnet hatte, plötzlich gesunken war.

Zum ersten Male erkannte sie die ganze Unbesonnenheit ihres Schrittes.

Zum ersten Male überlegte sie, daß sie sich mitten in der Nacht in einem entlegenen Stadttheile und in einem unbekannten Hause allein befand, und eine entsetzliche Angst bemächtigte sich ihrer.

War es nicht leicht möglich, daß der anonyme Brief, dessen Worten sie ohne weiteres Vertrauen geschenkt hatte, eine Schlinge verbarg, und daß Jemand ihre begründete Eifersucht als ein sicheres Mittel benützt hatte, um sie an diesen Ort zu locken? . . .

Bertha zitterte am ganzen Körper.

Durch nähere Ueberlegung aber wurde sie wieder ein wenig beruhigt.

Sie sagte zu sich selbst, daß sie keinen Feind habe und da noch nie ein anderer Mund als der ihres Gatten ihr ein Wort der Liebe zugeflüstert hatte, kam sie gar nicht auf den Gedanken, daß ein unbekannter Anbeter ihr diese Schlinge gelegt haben könnte.

So zum Theil wieder beruhigt, harrte sie in Geduld der kommenden Dinge.

Es verstrich etwa eine Viertelstunde und noch immer herrschte allenthalben die nemliche lautlose Stille.

Bertha's Angst kehrte mit verdoppelter Stärke zurück, und diesmal reichte ihre Vernunft nicht mehr aus, um sie zu bekämpfen und zu verscheuchen. Sie stand auf, um sich zu entfernen und den weiteren Verfolg ihres Unternehmens aufzugeben.

Kaum aber hatte sie einige Schritte gethan, so machte ein unerwarteter Umstand sie wieder anderen Sinnes.

Die Thür des Cabinetes, durch welche sie vor ungefähr einer halben Stunde eingetreten war, wurde plötzlich geöffnet.

Frau von Croi stieß einen halb unterdrückten Schrei aus und Entsetzen sprach aus ihren Gesichtszügen.

Dieser Ausdruck verschwand jedoch sogleich wieder, als sie den Eintretenden erkannte.

Es war René von Savenay, der sie mit einer ehrerbietigen Verbeugung begrüßte.

»Wie, Herr Baron?« flüsterte sie ganz erstaunt, »Sie sind hier? . . .«

René legte einen Finger auf den Mund, um ihr anzudeuten, daß sie möglichst leise sprechen solle.

Dann trat er einige Schritte näher und fragte sie mit gedämpfter Stimme:

»Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, meinen Arm anzunehmen, Frau Gräfin?«

»Wohin wollen Sie mich denn führen?« entgegnete Bertha eben so.

»Nicht weit, Frau Gräfin; aber ich bitte Sie dringend, mich jetzt nicht weiter zu fragen, denn man könnte uns hören, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß Niemand Ihre Anwesenheit in diesem Hause ahnt.«

»Werde ich i h n sehen?« stammelte Bertha mit fast verloschener Stimme.

»Ja, Sie sollen ihn sehen . . . kommen Sie mit mir.«

Bertha nahm den Arm des Barons von Savenay und Beide traten aus dem Cabinete in die Hausflur.

Ungeachtet ihrer heftigen Gemüthsbewegung bemerkte die Gräfin, daß die auf den Garten gehende Thür geräuschlos verschlossen worden war.

Am Ende der Hausflur befand sich eine in die oberen Räume des Hauses führende Treppe, deren Stufen mit einem ziemlich schönen Teppich belegt waren.

René und seine Begleiterin stiegen diese Treppe hinauf, gingen dann durch einen langen Corridor und traten in ein äußerst elegantes Boudoir, das mit braungelbem Seidenstoffe ausgeschlagen war.

Ein niedriger Divan zog sich rund herum an den Wänden dieses reizenden Gemaches hin, welches durch eine von der Decke herabhängende Alabasterlampe schwach erleuchtet wurde.

René ergriff Bertha's Hand und bat sie, sich niederzulassen.

»Legen Sie Ihren Shawl und Ihren Hut ab, Frau Gräfin,« sagte er dann zu ihr; »kein indiscretes Ohr kann uns hier belauschen und ich bin bereit, Ihnen auf alle Fragen zu antworten, die Sie an mich zu richten für nöthig halten.«

Um ihrem glühenden Kopfe und ihrer beklommenen Brust ein wenig Erleichterung zu verschaffen, that Bertha, was der junge Mann ihr anrieth, das heißt, sie legte Hut und Shawl ab.

»Ach, ich habe Sie so viel zu fragen,« sagte sie hierauf, »und es herrscht eine solche Verwirrung in meinen Gedanken, daß ich nicht weiß, womit ich beginnen soll!«

»Ich werde mich gedulden, Frau Gräfin,« erwiederte René sich ehrerbietig verbeugend.

»Sie kennen ohne Zweifel den Beweggrund, der mich veranlaßt hat hierher zu kommen?« hob Bertha nach einer kleinen Pause an.

»Ich kenne ihn in der That,« antwortete der Baron.

»Vielleicht kennen Sie auch den Schreiber dieses Briefes . . .« fuhr die Gräfin fort, indem sie René den anonymen Brief zeigte, dessen Inhalt wir unseren Lesern mitgetheilt haben.

»Der bin ich,« erwiederte Savenay mit der größten Ruhe.

Bertha sah ihn mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an.

»Sie?« rief sie in einem Tone, welcher deutlich bewies, daß sie die eben vernommenen Worte kaum glauben konnte.

»Ich selbst,« wiederholte René mit einer abermaligen Verbeugung.

»Sie, der Freund meines Gatten? . . .«

»Ich bin noch weit mehr Ihr Freund . . .«

»Und alles was dieser Brief enthält, ist vollkommen wahr?«

»Er enthält nichts als die strengste Wahrheit.«

»Also dieses Haus? . . .«

»Ist der gewöhnliche Schauplatz der Orgien Ihres Herrn Gemals.«

»Und er ist gegenwärtig hier?«

»Nein, im Augenblicke nicht. Er hat sich einige Mi-

nuten vor Ihrer Ankunft entfernt, allein er kommt jedenfalls bald zurück und Sie sollen sich dann von der Wahrheit meiner Mittheilungen überzeugen.«

»Ich weiß nicht, Herr Baron,« sagte Bertha, zu ihm aufblickend, »ob ich Ihnen für das was Sie gethan haben danken soll . . . Sie nennen sich meinen Freund und zeigen mir den Abgrund, in den mein Mann versunken ist; aber haben Sie nicht zum Theil diesen Abgrund geöffnet? . . . Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Heinrich Sie nicht kennen gelernt hätte, ihm und mir manche Schande und mancher herbe Schmerz erspart worden wäre.«

Dies sprach die Gräfin in einem so würdevollen und ergreifenden Tone, daß René eine Regung von mitleidiger Theilnahme empfand und daß in dem unlauteren Boden seines verderbten Herzens ein Keim von Reue aufgehen zu wollen schien.

Aber diese gute Regung war nur von kurzer Dauer.

»Sie sind ungerecht gegen mich, Frau Gräfin,« erwiederte er. »Sie beschuldigen mich, daß ich Ihren Herrn Gemal ins Verderben geführt habe, und ich kann Ihnen versichern, daß ich im Gegentheil bei jeder Gelegenheit und mit allen meinen Kräften gegen den gefährlichen Strom angekämpft habe, der ihn mit sich fortriß. Meine Anstrengungen sind erfolglos geblieben, ich bin in diesem Kampfe besiegt worden . . .«

»Ich will dies glauben. Warum haben Sie mich aber nicht schon längst darauf aufmerksam gemacht, wenn es wahr ist, daß Sie sich aufrichtig und lebhaft für mein Wohl interessiren? . . .«

»Ach, Madame, die Rolle eines Angebers ist eine zu traurige Rolle!« entgegnete René.

»Sie haben sie indessen jetzt übernommen . . .«

Der junge Mann erröthete bis über die Stirn.

»Ich habe mich lange nicht zu diesem Schritte entschließen können,« versetzte er; »endlich aber kam der Augenblick, wo ich meiner Handlungen und ich möchte fast sagen meines Willens nicht mehr Herr war. Ich gehörte nicht mehr mir allein an, und der Grund, der mich zu handeln bewog, war so mächtig, daß ich ihm Alles aufgeopfert haben würde . . .«

»Was meinen Sie damit?« fragte die Gräfin; »ich verstehe Sie nicht.«

René schwieg einen Augenblick unschlüssig.

»Sie verstehen mich nicht,« stammelte er dann, »weil Sie nicht wissen was in mir vorgeht . . . Sie verstehen mich nicht, weil Sie nicht ahnen . . .«

Er hielt wieder inne.

»Was denn?« fragte Bertha; »sprechen Sie.«

Das Gesicht des Barons entfärbte sich und eine auffallende Blässe trat an die Stelle der dunklen Röthe.

Seine Lippen bewegten sich wie die eines Stummen, der sich vergebens anstrengt, einen Laut hervorzustoßen.

Bertha errieth in ihrer engelgleichen Unschuld und Einfalt die Gefahr nicht, und sie wiederholte noch einmal die Frage:

»Aber was denn? . . .«

Das letzte Wort aber erlosch in einem lauten Schrei des Entsetzens.

René's verwegene Dreistigkeit, die einen Augenblick wie gelähmt gewesen, war endlich zurückgekehrt.

Er war vor Bertha auf die Knie gefallen und hatte die furchtbaren Worte ausgesprochen:

»Ich liebe Sie! . . .«

Ende.

René's verwegene Dreistigkeit, die einen Augenblick wie gelähmt gewesen, war endlich zurückgekehrt.

Er war vor Bertha auf die Knie gefallen und hatte die furchtbaren Worte ausgesprochen:

»Ich liebe Sie! . . .«

Ende.